



Zwischen Zunft und Fabrik

Zur Chemnitzer
Gewerbegeschichte
1763–1799



Zwischen Zunft und Fabrik

Zur Chemnitzer
Gewerbegeschichte
1763–1799

Kunstsammlungen Chemnitz
Schloßbergmuseum

Herausgeber
Uwe Fiedler, Stefan Thiele,
Hendrik Thoß, Florence Thurmes

Sandstein Verlag

Inhalt

6

Uwe Fiedler, Stefan Thiele,
Hendrik Thoß, Florence Thurmes
Vorwort

8

Marian Nebelin
Grußwort

10

Hendrik Thoß
Vielerlei kommt vom Textilgewerbe.
Industrialisierung auf Sächsisch

18

Marian Bertz
Die sächsischen Städte im Blickfeld
Thomas von Fritschs und der
Restaurationskommission

30

Peer Ehmke
Baumwolle – Rohstoff der
Industrialisierung

54

Thomas Bauer
Historische Waldkonzepte in Sachsen
Der Weg zur institutionalisierten
Forstwirtschaft

64

Uwe Fiedler
Handwerk und Bildung im 18. Jahrhundert
Veränderungen in der »geistigen Verfasst-
heit« als Grundlage für die Aufnahme
neuer gewerbespezifischer Gedanken,
Anschauungen und Konzepte

72

Gabriele Viertel
Reformbedarf für Schule
und Verfassung in Chemnitz

82

Ivonne und Klaus Reichmann
Das Buchgewerbe in Chemnitz

90

Stephan Luther
Die Bedeutung der Zeichenausbildung
für die höhere gewerbliche Bildung
in Chemnitz

100

Michael Wetzel
Graf Detlev von Einsiedel (1773–1861)
als Eisenfabrikant
Adliges Unternehmertum und
schöpferisch-innovativer Hüttenbetrieb
im Entstehungsprozeß der mittel-
deutschen Großeisenindustrie

108

Stefan Thiele
Kattundruckereien in Sachsen
Eine neuartige Bauaufgabe und ihre
architektonische Umsetzung im späten
18. Jahrhundert

118

Stephan Weingart
Das Pottaschewerk – eine frühe jüdische
Gewerbeansiedlung in Chemnitz

128

Andrea Kramarczyk
Johann Friedrich Carl Dürisch,
seit 1783 Amtmann in Chemnitz,
und seine persönlichen Beziehungen

144

Katalog

178

Bildnachweis

180

Impressum

Vielerlei kommt vom Textilgewerbe. Industrialisierung auf Sächsisch

Hendrik Thoß

Fragen nach Ursachen und Genese einer besonders ausgeprägten wirtschaftlichen Entwicklung bestimmter europäischer Regionen gehören seit langem zum Kanon wirtschaftshistorischer Untersuchungen. Neben anderen wurden und werden hier auch Fragen nach den Wurzeln, Vorläufern, Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für einen teils nur zeitlich begrenzten wirtschaftlichen Aufstieg bestimmter Regionen diskutiert. Wie in anderen Disziplinen der Geschichtswissenschaften auch scheinen hier in Bezug auf den Prozess des Übergangs von einer zünftig zur (früh-)industriell geprägten Wirtschaft viele Fragen offen und nur wenige befriedigend geklärt, wie etwa der Umstand, dass Großbritannien als Mutterland der unter dem Begriff »industrielle Revolution« gefassten Entwicklungen zu verstehen ist.¹ Hier bildet jedoch der regionale bzw. der lokale Bezugsrahmen im Hinblick auf die Genese der Chemnitzer Gewerbeschichte den Vordergrund. Einen solchen Perspektivenwandel von der gesamtstaatlichen Ebene hin zu regionalen Bezüglichkeiten hat in den zurückliegenden Jahren auch die Wirtschaftsgeschichte vollzogen.

Im Folgenden sollen zwei Aspekte überblicksartig betrachtet werden: Erstens, welche Probleme stellen sich bei der Untersuchung der wirtschaftlichen Entwicklung in der europäischen Neuzeit, und wie wurden bzw. werden sie von Wirtschaftshistorikern diskutiert? Daneben soll der Frage nachgegangen werden, wie die wirtschaftliche Entwicklung des Kurfürstentums bzw. Königreichs Sachsen vom ausgehenden 18. bis ins 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund innen- wie außenpolitischer Weichenstellungen einzuordnen ist.

Theorien und Modelle

Als ein »Industrialisierungs-Modell« von besonderer Bedeutung erwies sich über viele Jahre hinweg die Rostowsche Stadien- bzw. Stufentheorie. Der US-amerikanische Wirtschaftshistoriker und Präsidentenberater Walt Whitman Rostow (1916–2003) prägte in seinem 1959 erstmals in Aufsatzform veröffentlichten Werk *The Stages of Economic Growth*² die Vorstellung, dass es in der Geschichte des Kapitalismus fünf Phasen gäbe: die traditionale Gesellschaft, die Gesellschaft im Übergang, das Stadium des wirtschaftlichen Aufstiegs (*take off*), die Reifephase sowie das Zeitalter des Massenkonsums. Für Wirtschaftshistoriker waren dabei insbesondere die Phasen 2 und 3 interessant. Phase 2 wird definiert als »Übergangsgesellschaft, in der die Voraussetzungen für das Wirtschaftswachstum durch Verhaltensänderungen, bes. durch ansteigende Investitionstätigkeit gelegt werden«. Phase 3, der *Take-off*, definiert sich folgendermaßen: »Bei einer Mindestinvestitionsquote von 10 Prozent, einer Entwicklung einiger führender Wirtschaftsbranchen mit hohem Wachstum und hinreichend entwickeltem politischem, sozialem und institutionellem Rahmen, als Voraussetzungen für dynamisches Unternehmertum, kommt es zu schnellem wirtschaftlichem Wachstum, über viele Jahre hinweg.«³ In dem Modell wird einerseits auf ein dauerhaft erhöhtes Investitionsgeschehen, andererseits auf die Existenz von »führen-

den Wirtschaftsbranchen« als die Basis für nachhaltiges Wachstum sowie zum Dritten auf einen »hinreichend entwickelten politischen, sozialen und institutionellen Rahmen« als Voraussetzungen verwiesen.

In der Praxis erweist es sich jedoch aufgrund fehlender Quellen häufig als schwierig, das »dauerhaft erhöhte Investitionsgeschehen« nachzuweisen. Als »führende Wirtschaftsbranchen« machte Rostow den Bergbau und die Eisen- und Stahlproduktion, die Baumwoll-Maschinenspinnerei und allgemein den Maschinenbau aus, verbunden mit Rückkopplungseffekten auf andere Wirtschaftssektoren. Eine so strukturierte Entwicklung hat es jedoch, abgesehen von Großbritannien, kaum gegeben. In Sachsen existierte eine Roheisen- und Stahlerzeugung in nennenswerter Größe nicht, wohl aber eine Vielzahl an Textilien produzierender Unternehmen, die über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg zum bedeutendsten Industriezweig Sachsens wurden. Auch die nach Rostow anzumessenden Rahmenbedingungen stellen sich als problematisch dar. Hatten die sächsischen Reformen von 1831 einen unmittelbaren Einfluss auf den Industrialisierungsprozess, wie etwa Hubert Kiewewetter betonte? Und welche Rolle spielt der Umstand, dass in Sachsen die Zunftverfassung erst zu Beginn des Jahres 1862 abgeschafft wurde – mehr als ein halbes Jahrhundert später als etwa im benachbarten Preußen?

Überhaupt ist hier die Stellung des »Staates« als nicht allein (wirtschafts-)politischer Akteur, sondern per se als Ordnungsrahmen zu hinterfragen. Nimmt man nämlich die Entwicklungsgeschichte der kontinentalen wirtschaftlichen Führungsregionen in den Blick, so fällt auf, dass sich ein bedeutender Teil dieser Regionen entlang des Rheins gruppiert – angefangen vom Rhein-Maas-Delta (Niederlande und Belgien) bis in die Schweiz. Ein anderer Raum wurde durch Sachsen, Schlesien, Böhmen und Mähren gebildet.⁴ Verband nicht vielleicht den grenzüberschreitenden Wirtschaftsraum Erzgebirge in unserem Betrachtungszeitraum mehr miteinander als etwa das sächsische Erzgebirge mit der Lausitz, die wiederum eher mit Schlesien verbunden war? Folgte nicht die Entwicklung des sächsischen Vogtlands zur führenden Region der Maschinenstickerei und Spitzenproduktion ganz anderen Gesetzen bzw. war von anderen Abhängigkeiten geprägt als die des Erzgebirges, dessen Wirtschaftskraft ursächlich vom Bergbau bestimmt wurde, oder die der Stadt Leipzig mit Messe, Rauchwaren und Buchgewerbe?

Neben Walt W. Rostow wurde die ältere Forschung maßgeblich durch das gleichfalls in den 1950er Jahren von Alexander Gerschenkron (1904–1978) entwickelte Modell von Pionier- und Nachzüglerationen beeinflusst. Der in den USA lehrende Wirtschaftswissenschaftler vertrat die Auffassung, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Grad der grundständig vorhandenen Wirtschaftsstruktur eines Landes und dem Zeitpunkt sowie der Geschwindigkeit des in der Folge sich vollziehenden Industrialisierungsprozesses gebe.⁵ Zudem sei die so entstehende Wirtschaftsstruktur vornehmlich von Großunternehmen geprägt, und der Staat spiele eine herausragende Rolle als Akteur auf dem Feld der Wirtschaftspolitik.

Seit den 1970er Jahren setzten sich Wirtschafts-historiker intensiv mit der Frage auseinander, ob in bestimmten europäischen Regionen in der Frühen Neuzeit eine »Industrialisierung vor der Industrialisierung« stattgefunden habe. Auslöser war ein Beitrag des US-Forschers Franklin F. Mendels (1943–1988), der sich 1972 im renommierten »Journal of Economic History« mit der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in Flandern im 18. Jahrhundert auseinandergesetzt hatte.⁶ Nach Mendels entstanden protoindustrielle⁷ Strukturen in ländlichen Räumen mit saisonaler Arbeitslosigkeit, hoher Bevölkerungsdichte und einer schlechten Qualität des Ackerbodens. Der hieraus resultierende Druck auf große Teile der Bevölkerung, sich zusätzliche Erwerbsquellen zu suchen, habe zur Entstehung eines großen Arbeitskräftereservoirs geführt. Zeitgleich sei aufgrund der europäischen Expansion ein »Weltmarkt« mit einer Nachfrage nach gewerblichen Produkten entstanden, den das auf den lokalen Markt ausgerichtete städtische Zunftwesen nicht habe befriedigen können. In Fortschreibung dieses Modells betonten Wissenschaftler, wie der Münsteraner Wirtschaftshistoriker Ulrich Pfister, dass dieses Modell in dem Moment an seine Grenzen gestoßen sei, in dem die räumliche Verbreitung/Ausdehnung der Unternehmen für die Unternehmer sich mit immer höheren Kosten verbunden und damit zum Absinken der Rentabilität geführt habe. Ein Ausweg bestand für Unternehmer darin, Teile der Produktion a) zu zentralisieren und b) zu mechanisieren. Damit stand der Weg zur branchenspezifischen Industrialisierung offen.⁸

Zwei weitere Aspekte der aktuellen Forschung sollen noch angesprochen werden. Neben den bereits genannten Faktoren scheint nicht zuletzt auch die Sichtweise/das Handeln der Unternehmer von Belang, auch im Hinblick auf ihre Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen. Der Chemnitzer Wirtschaftshistoriker Rudolf Boch hat in diesem Zusammenhang in seiner bereits 1991 erschienenen Arbeit zur Industrialisierungsdebatte im rheinischen Wirtschaftsbürgertum darauf hingewiesen, dass im Zeitraum nach 1815, d.h. nach dem Ende der Ära Napoleon Bonapartes, die jüngere Unternehmergeneration zum einen auf eine beschleunigte Industrialisierung gesetzt, zum anderen für die Einrichtung eines mit Importzöllen gesicherten Binnenwirtschaftsraums plädiert habe, während die ältere Generation vergeblich versuchte, unter unveränderten Bedingungen erneut auf dem Weltmarkt Fuß zu fassen.⁹ Ähnliches lässt sich auch in anderen Regionen Deutschlands feststellen. Der Wirtschaftshistoriker Michael Schäfer, dem wir eine 2016 erschienene beachtenswerte Studie zum sächsischen Textilexportgewerbe im Zeitraum von 1790 bis 1890 verdanken, fasst es so zusammen: »Erfolg und Scheitern des Industrialisierungsprozesses wird in allen diesen Studien letztlich am möglichst zeitigen Nachvollzug technologisch-betriebsorganisatorischer Entwicklungen festgemacht.«¹⁰ Offensichtlich ist schon in jener Zeit auch auf diesem Feld ein uns heutzutage allseits bekanntes Phänomen ablesbar: Eine jüngere Generation steht technischen Innovationen offener gegenüber und sucht sich die aus diesen resultierenden Vorteile nutzbar zu machen – auch un-

ternehmerisch. Dabei geriet das »integrierte Unternehmen« in den Blick, »in dem Produktion und Vertrieb in eigener Regie organisiert werden«, und zwar unabhängig davon, ob im Rahmen der Produktion Maschinen zum Einsatz gelangten oder nicht.¹¹ Ein personengeschichtlich-biografischer Bezugsrahmen ermöglicht darüber hinaus Zugang zur Gedankenwelt, zum Wirken, aber auch zu Netzwerken (etwa in die Politik) unternehmerisch agierender Persönlichkeiten.¹²

Vor einigen Jahren hat nun der Marburger Wirtschaftshistoriker Christian Kleinschmidt in einem Beitrag für die »Zeitschrift für Unternehmensgeschichte« den Blick über den Tellerrand des Produzenten hinaus auf die Absatzmärkte und deren spezifische Entwicklung gerichtet. Dabei gerät naturgemäß das Phänomen der Globalisierung in den Blick, die – wenigstens aus Historikerperspektive – aufgrund der europäischen Expansion in der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert einsetzte und sich seither in mehreren Schüben vollzog. Bemerkenswert ist hier insbesondere die qualitative wie quantitative Verstärkung der transatlantischen Handelsbeziehungen zwischen Europa (und hier insbesondere Großbritannien und Frankreich) und Nordamerika seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Intensivierung und Extensivierung der Plantagenwirtschaft dort trug dem in Europa gestiegenen Bedarf an Roh- bzw. Grundstoffen Rechnung. *Vice versa* fanden europäische Unternehmer in Nordamerika Absatzmärkte für ihre Fertigprodukte.¹³

Aspekte der frühen Industrialisierung in Sachsen

Das sächsische Kurfürstentum war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ganz besonderer Weise betroffen von den dramatischen Entwicklungen des Konzerts der europäischen Mächte wie vom preußisch-österreichischen Konflikt, der sich durch die gewaltsame Inbesitznahme Schlesiens durch Friedrich den Großen (1712–1786) im Jahr 1740 entzündet hatte. Die mit Unterbrechungen bis 1763 geführte kriegerische Auseinandersetzung zog nicht nur die Auflösung der sächsisch-polnischen Union nach sich, sondern auch mannigfaltige kriegsbedingte Zerstörungen und die völlige ökonomische Zerrüttung Sachsens. Die vom sächsischen Thronfolger Kurprinz Friedrich Christian (1722–1763) noch vor Kriegsende im Jahr 1762 forcierte Bildung und Einsetzung einer Restaurationskommission erwies sich als erster wichtiger Schritt in eine neue Zeit nach dem völligen Bankrott der vom bis dahin allmächtigen Premierminister Graf Heinrich von Brühl (1700–1763) zu verantwortenden sächsischen bzw. sächsisch-polnischen Innen- wie Außenpolitik.¹⁴ Im Rahmen des kursächsischen Rétablissements wurden in der Zeit der Regentschaft des Prinzen Xaver (1730–1806),¹⁵ der von 1763 bis 1768 als Vormund für seinen minderjährigen Neffen Friedrich August fungierte, prinzipiell bereits vorhandene, aber während der Ära Brühl außer Kraft gesetzte Strukturen wiederlebt. Dazu zählten neben dem kurfürstlichen Generalakzisekollegium auch die Amts- und Kreishauptmannschaften als regionale bzw. lokale



1
Jacquardwebstuhl, Mülsen
St. Jacob 1846, Kat. IX.7

Verwaltungsbehörden. Als wichtige, ja wegweisende Neuerungen Xavers erwiesen sich u.a. die Gründung der Landes-Ökonomie-, Manufaktur- und Kommerziendeputation 1764 oder die im Folgejahr vorgenommene Gründung der Bergakademie Freiberg.¹⁶

Außenpolitisch verfolgte das Kurfürstentum zunächst eine defensive Linie, etwa in Bezug auf Polen. Hinsichtlich des Konflikts um die Erbfolge in Bayern 1778/79 agierte Sachsen an der Seite Preußens – sehr zum Unmut Österreichs, das den Dresdner Frontenwechsel übel aufnahm. Vor eine völlig neue Herausforderung wurde auch der sächsische Kurstaat 1789 durch die Französische Revolution gestellt. 1790 kam es in Teilen Sachsens unter der Landbevölkerung zu Unruhen, die 1791 in einen regelrechten Aufstand mündeten, der gewaltsam durch kursächsisches Militär niedergeschlagen wurde.¹⁷ Zwischen 1792 und 1798 nahm auch Sachsen mit einem eigenen Kontingent im Rahmen des Ersten Koalitionskriegs an den Kampfhandlungen gegen das revolutionäre Frankreich teil, die schließlich im Frieden von Ra-

statt mündeten. In der Folge fanden ab 1803 auf Reichs- bzw. europäischer Ebene rasch Entwicklungen statt, darunter die schrittweise Expansion Frankreichs – seit 1804 des französischen Kaiserreichs – und die Erosion des Heiligen Römischen Reiches, die sich mit dem Reichsdeputationshauptschluss 1803, dem Austritt der Mitglieder des Rheinbunds aus dem Reich und der Niederlegung der Kaiserkrone durch Franz II. 1806 vollzog.

Dies zog für Sachsen wie für die übrigen deutschen Territorien weitreichende Konsequenzen nach sich. Wie nach 1763 auch stand nun 1814 im Rahmen der Verhandlungen des Wiener Kongresses abermals die physische Existenz Sachsens zur Disposition. Wohl gelang es Preußen und Russland nicht, die sächsischen Territorien in Gänze dem Hohenzollernstaat einzuverleiben. Gleichwohl mussten die Wettiner schmerzhaft territoriale und Bevölkerungsverluste akzeptieren, Verluste, die die weitere Entwicklung des Königreichs im 19. Jahrhundert maßgeblich beeinflussen und erneute Reformen nötig machen sollten.¹⁸ Hierzu zählte u.a. eine territoriale Neugliederung der verbliebenen Gebiete in vier administrative Kreise: den Meißenischen, den Leipziger, den Erzgebirgischen sowie den Vogtländischen. Teile der als »Markgraftum« bezeichneten Oberlausitz, die den sächsischen Kurfürsten 1635/36 als erbliches Lehen der böhmischen Könige übergeben worden war, blieben den Wettinern auch nach 1815 erhalten, wenn auch mit einigen Sonderrechten für die dortigen Stände. Neben der Oberlausitz existierte mit den westlich von Chemnitz gelegenen schönburgischen Rezessherrschaften bis weit in das 19. Jahrhundert hinein überdies ein weiteres Gebiet mit territorialen Sonderrechten, die sich auch auf das Feld der Wirtschaft auswirkten.¹⁹

Der hier näher betrachtete Zeitabschnitt kann demnach als ein auch hierzulande von zahlreichen bewaffneten Konflikten geprägter Teil der europäischen wie überseeischen Geschichte wahrgenommen werden. Zu denken ist dabei an die drei Schlesischen Kriege, an die Franzosen- und »Indianerkriege« in Nordamerika, an die darauf folgende Unabhängigkeit Nordamerikas von den britischen Kolonialherren, den Bayerischen Erbfolgekrieg und schließlich an die Französische Revolution, gefolgt vom Zeitalter Napoleon Bonapartes. Jede dieser Auseinandersetzungen ist dabei auch als eine massive Störung des kontinentalen wie transatlantischen Handels zu begreifen, mit Auswirkungen auf jeden einzelnen Produzenten und Konsumenten. Bedeutete dies doch in aller Regel, dass Produzenten bzw. Händler sich kurzfristig auf neue Märkte bzw. Handelswege orientieren oder mit einem Totalverlust ihrer Handelswaren durch Kriegseinwirkung rechnen mussten. Dabei machte es durchaus einen Unterschied, ob man, wie nicht zuletzt auch sächsische Unternehmer, auf sich allein gestellt blieb oder, wie ihre britischen Konkurrenten, auf die tatkräftige Unterstützung des englischen Staates, etwa in Gestalt der *Royal Navy* bauen konnte, welche die Seehandelswege offen hielt und britische Handelsschiffe vor Übergriffen schützte.²⁰ Kurioserweise profitierten die vogtländischen Musselinmanufakturen vom britisch-französischen Konflikt in Nordamerika, der die Zufuhr von indischen Stoffen erschwerte und damit den



Vogtländern Märkte eröffnete. Befördert wurde dies durch den vergleichsweise günstigen Import von Rohbaumwolle aus Kleinasien, d.h. aus dem Osmanischen Reich, über den Balkan, aber auch durch die niedrigen Produktionskosten im Vogtland.

Das Kurfürstentum Sachsen kann im ausgehenden 18. Jahrhundert keinesfalls als ein homogener Wirtschaftsraum gesehen werden. Damit unterscheidet es sich nicht von anderen Territorien neuzeitlicher Herrschaft. Vielmehr finden sich in dem Betrachtungszeitraum Gebiete mit protoindustriellem Gewerbe vor allem im Erzgebirge, in der Oberlausitz, im Chemnitzer Raum und im Vogtland. Dominant war hier wie da die Textilherstellung – und zwar im Besonderen die Garn verarbeitende Wirtschaft. Die »klassischen Sektoren« der industriellen Revolution – Bergbau, Eisen- und Stahlproduktion, später der Eisenbahnbau – blieben in Sachsen gegenüber der Textilherstellung stets nachrangig. Das Erzgebirge durchlebte seit dem Niedergang des Silbererzbergbaus im 16. Jahrhundert einen Transformationsprozess hin zu einer Gewerberegion für Waren, die zuvor teils importiert worden waren: hochwertige Textilien, Haushalts- und andere Gebrauchsgegenstände oder Spielwaren. Die Produktion vollzog sich dabei in aller Regel dezentral, im häuslichen Rahmen und außerhalb städtischer Zunftordnungen. Diese Strukturen dehnten sich dann im 17. und 18. Jahrhundert vom Erzgebirge aus ins Erzgebirgsvorland, d.h. in den Zwickauer und Chemnitzer Raum, sowie ins Vogtland und führten allorts auch zu einer Konfrontation mit den

zwischen Plauen und Zittau etablierten Zunftstrukturen. Darüber hinaus existierten, wie im Erzgebirge bereits seit dem Mittelalter, auch im zum Thüringer Kreis gehörigen Amt Sangerhausen Unternehmen des Kupferschieferabbaus und der Kupferverhüttung. Durch die territorialen Verluste infolge des Wiener Kongresses blieb Sachsen indes nach 1815 die Weiterentwicklung dieses Sangerhäuser Reviers verwehrt.

Die Wirtschaftsstrukturen auf dem Gebiet der im Kurfürstentum bzw. Königreich Sachsen dominierenden Textilindustrie waren selbst in diesem überschaubaren Wirtschaftsraum recht heterogen. Gemeinsam war den Regionen zwischen dem Zittauer Gebirge und dem Vogtland allenfalls die Struktur respektive die Organisation der Arbeitsprozesse. Diese war üblicherweise dezentral und kleinbetrieblich, also eher im ländlichen als im städtischen Raum angesiedelt und je Unternehmen mit einer recht überschaubaren Zahl von Arbeitern ausgestattet.²¹

In der Oberlausitz dominierte nach wie vor das Leineweberhandwerk. Im 18. Jahrhundert standen die in den Städten ansässigen Oberlausitzer Kaufmannssozietäten in Konkurrenz zu »Dorfgrossisten«²² im ländlichen Raum. Ausgangsmaterial für die Leinweberei ist der Flachs, keine Baumwolle! Dieser wurde lange Zeit aus Schlesien und Böhmen importiert, später aber auch im Erzgebirge angebaut.

2
C. C. Böhme nach
William Hogarth
Die Zeugleinenweberbursche
[sic!] an ihren Stühlen
Kat. III.15

3
Feinbohrmaschine Chemnitz (?),
Ende 18. Jahrhundert
Kat. V.6



wolle. Dabei waren die Klöpplerinnen an Verleger gebunden, insbesondere in der Verarbeitung von Seide, die in der Regel von Verlegern importiert wurde. Die Strumpfwirker verkauften ihre Produkte hingegen selbstständig an Händler, da sich für sie die Beschaffung von Rohmaterial als unproblematisch erwies.

Im Vogtland dominierte die Fertigung von Musselinstoffen.²³ Von Plauen aus weitete sich das tradierte Verlagswesen auf das gesamte Umland aus. Die Verleger importierten Baumwolle, ließen sie von Arbeitskräften verspinnen und reichten das Garn an Plauener Weber zur Musselinherstellung weiter. Zum Ende des 18. Jahrhunderts kam es in der Region zu einem zahlenmäßigen Anwachsen der Verleger, was – etwa im Rahmen der Leipziger Messe – mit einem internen Konkurrenzkampf um Kunden verbunden war.²⁴

Neben dem Erzgebirge, dem Vogtland und der Oberlausitz bildeten Stadt und Region Chemnitz ein weiteres regionales Zentrum der sächsischen Textilwirtschaft in der Zeit vor Beginn der industriellen Revolution, zunächst mit einem Schwerpunkt auf der Leinweberei. Grundlage war hier das 1357 vom Markgrafen Friedrich III. von Meißen erteilte Bleichprivileg, das den Chemnitzern in der Markgrafschaft eine Monopolstellung in diesem Gewerbezug verschaffte. Chemnitz konnte sich in der Folge zu einem Zentrum des sächsischen Baumwollhandels entwickeln, das den Webern den Zugang zu Rohstoffen erheblich vereinfachte. Das Verlagswesen konnte sich hier vor diesem Hintergrund hingegen nicht etablieren; die Webermeister verkauften ihre Produkte eigenständig weiter. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts hatte sich zudem sowohl im mittleren Erzgebirge als auch in Chemnitz wie in den im Chemnitzer Raum gelegenen Städten Burgstädt, Limbach, Oberlungwitz oder Penig u.a. das Strumpfwirkergerbe ausgebreitet, das zunächst mit Seide, rasch aber auch mit Bauwollgarn arbeitete.²⁵

In den hier vorgestellten Regionen waren seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Voraussetzungen für einen »Modernisierungsschub« im Sinne einer maschinengestützten Fertigung in Fabriken gegeben, insbesondere für den Bereich der Baumwollspinnerei. Tatsächlich gab es bereits während der Herrschaft Napoleon Bonapartes und der Kontinentalsperre sowie in der Folge in der zweiten Hälfte der 1810er Jahre Ansätze für eine industrielle Fertigung von Textilwaren, die jedoch vorerst, nach dem Ende der Ära Napoleon, an der effizienteren und kostengünstigeren britischen Konkurrenz scheiterte.²⁶

Historiker definieren das aus dem lateinischen Wort *fabricare* [anfertigen] abgeleitete Substantiv *Fabrik* als »eine Produktionsstätte im industriellen Maßstab, die auch unter der Bezeichnung Industriebetrieb eine größere Anzahl unterschiedlicher Arbeitsvorgänge vereinigt und dabei wesentlich mit Hilfe von Maschinen, Produktionsmitarbeitern und einer Betriebsführung Erzeugnisse herstellt. Den Besitzer oder Betreiber einer Fabrik nannte man früher »Fabrikant«, heute meist Unternehmer oder in der Großindustrie auch Industrieller. Der Gebäudekomplex, in dem produziert wird, ist eine »Fabrik.«²⁷ Rainer Karlsch und Michael Schäfer vertreten in ihrer »Wirtschaftsgeschichte Sachsens« noch für das ausgehende 19. Jahrhundert zu Recht die Sicht, dass »die sächsische Industrielandschaft von arbeitsintensiven, teilweise hochspezialisierten Klein- und Mittelbetrieben« mit obendrein häufig recht dünner Eigenkapitaldecke bestimmt wurde.²⁸

Natürlich hatten auch technische Innovationen einen Einfluss auf den Gang der frühen Industrialisierung im sächsischen Kurfürstentum. Diese kamen, wie jeder-mann weiß, aus Großbritannien und verbinden sich mit Namen wie John Kay (1704–1780), James Hargreaves (1721–1778), Richard Arkwright (1732–1792), Samuel Crompton (1753–1827) oder Edmund Cartwright (1743–1823). Deren Erfindungen revolutionierten die englische Garn- bzw. Gewebefertigung seit den 1730er Jahren. Die Mechanisierung, d.h. der Einsatz vom Menschen

Handwerk und Bildung im 18. Jahrhundert

Veränderungen in der »geistigen Verfasstheit« als Grundlage für die Aufnahme neuer gewerbespezifischer Gedanken, Anschauungen und Konzepte

Uwe Fiedler

Meinem akademischen Lehrer
Prof. Helmut Bräuer in Dankbarkeit
zugeeignet



1
Ansicht der Stadt Chemnitz,
sog. »Weberinnungsbild«,
Kat. I.1

Zunächst sei eine Bemerkung zur Methodik des Beitrags vorausgeschickt: Der Aufsatz ist kein Resultat einer gezielt an einer Fragestellung orientierten Quellenrecherche. Vielmehr handelt es sich um den Versuch der Kontextualisierung von quellenmäßigen »Beifängen« oder gar Zufallsbefunden, die sich über Jahre hinweg aus verschiedenen Recherchetätigkeiten, gewissermaßen *en passant* ergeben haben. Die Summe dieser wissenschaftlichen »Beifänge« führte jedoch schließlich zur gewählten Thematik. Zwei Fragestränge spielten dabei eine Rolle: Zum Einen stellte bereits die Aufklärung die Frage, wie es angesichts neuer wirtschaftlicher, wissenschaftlicher, politischer Herausforderungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts um die »geistige Verfasstheit« ihrer Zeitgenossen bestellt sei. Zum Zweiten erweckt der öffentliche Umgang mit der Geschichte der Stadt nach dem Siebenjährigen Krieg den Eindruck, als seien am Ende jenes Jahrhunderts ganz spontan die ersten Fabriken aus dem Nichts oder zumindest aus einem rein handwerklich determinierten Untergrund gewissermaßen »aufgeplopt«. Fragestellungen wie etwa mentalitätsgeschichtliche, die den zweifelsfrei gewichtigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbruch im Übergang vom Feudalabsolutismus zum Industriekapitalismus zwangsläufig flankierten, ja diesem als *conditio sine qua non* immanent waren, spielten bislang in der Chemnitzer Geschichtsbetrachtung keine sonderliche Rolle. Die Quellen aber lassen deutliches Potenzial zur Beantwortung entsprechender mentalitäts- und alltagsgeschichtlicher Fragen erkennen. Und an diesen Indizien für Veränderungen in der »geistigen Verfasstheit« der Hauptmasse von in Chemnitz ansässigen Warenproduzenten als Grundlage für die Aufnahme neuer gewerbespezifischer Gedanken, Anschauungen und Konzepte setzen die folgenden Ausführungen an (Abb. 1).

Als die Chemnitzer Bäckersgattin Anna Rosine Eichler Mitte des 18. Jahrhunderts für immer ihre Augen schloss, hinterließ sie ihren Nachkommen einen denkwürdigen und besonderen Besitz: Die Gattin des Obermeisters der »Weißbecken zu Kempnitz« vermachte testamentarisch ihren Kindern eine ansehnliche Bibliothek, zu der neben dem obligatorischen Chemnitzer Gesangbuch, Erbauungsliteratur und einer Wittenberger Bibel von 1618 noch insgesamt 85 »Bücher groß und klein« der verschiedensten Fach- und Wissensgebiete gehörten¹ – eine für das 18. Jahrhundert immense Quantität, wie sie selbst heute nicht die Regel sein dürfte. Anna Rosine Eichler hatte bereits von ihrem Vater, dem Bäckermeister Adam Gottlieb Kempe, der nebenbei in der Stadt auch als Fechtmeister reüssierte, einige wenige Bücher geerbt, darunter die »Chronica« des Görlitzer Handwerkers, Stadtschreibers und Philosophen Jacob Böhme. Den überwiegenden Teil ihrer Bücher jedoch hatte sie die Jahre ihrer Ehe hindurch selbst erworben.² Obwohl der Fakt des Besitzens allein noch nichts darüber aussagt, inwiefern diese Bücher gelesen und damit deren Bildungsinhalte auch ausgeschöpft wurden, widerspräche es dem pragmatischen Sinne eines Handwerkers, eine Ware, einen Wert zu erwerben, ohne ihn im vorgedachten Sinne zu nutzen,³ vor allem, wie später noch zu sehen sein wird, wenn es sich um Bücher zur unmittelbaren Profession ihrer Besitzer handelt. In Anna Rosines Testament offenbaren sich neue Bildungsbedürfnisse, die weit über einem allgemein angenommenen Niveau der auf Haus und Werkstatt orientierten Stadtbürger lagen.⁴ Das Beispiel macht zudem einen Paradigmenwandel deutlich: Seit dem Beginn der Frühen Neuzeit mochten Chemnitzer Handwerker als »gebildet« gegolten haben, wenn sie ein wenig rechnen und schreiben konnten oder als »Hausväter« in der Lage

waren, der Familie aus der Bibel vorzulesen. Darüber hinausgehende Bildungsbedürfnisse waren der Bürgerschaft in einer primär auf handwerkliche Produktion ausgerichteten Gemeinde wie Chemnitz eher suspekt: Man war geneigt, das, was ein Handwerksmeister über seine Profession hinaus verstand, von dessen Gewerbefähigkeit zu subtrahieren. Wir werden sehen, dass dieses Urteil den Gewerbetreibenden Unrecht tut. Denn obwohl es natürlich in der Existenz »des Handwerkers« anhaltend zähe Konstanten gab, bestand gleichfalls, nicht zuletzt vor dem prägenden Hintergrund gesellschaftlicher Erscheinungen, zu denen Krieg, Seuchen, eine frühe Globalisierung u. ä. gehörten, die Notwendigkeit, sich vor allem innerhalb seiner Tätigkeit weiterzubilden und fachliches Know-how permanent auszubauen: Um diesem Aspekt nachzugehen, ist es zunächst einmal erforderlich, den beliebigen Werktag eines durchschnittlichen Chemnitzer Handwerksmeisters zu rekonstruieren und dabei sein Verhältnis zu Bildung, zu neuen Bildungsinhalten und deren Einfluss auf seine gewerbliche Tüchtigkeit im Auge zu behalten.

Da begegnet uns eine unseren Alltagsregelungen krass zuwiderlaufende Lebenswelt: Um die natürlichen Lichtverhältnisse optimal auszunutzen, stand man, in Abhängigkeit vom Sonnenstand während der Jahreszeiten, sehr früh auf, im Sommer bereits zwischen 4 und 5 Uhr. Die Morgenglocken der Kirchen forderten noch den arbeitsunwilligsten Gesellen nachdrücklich zum Verlassen seines Strohsacks auf, indem sie alle Viertelstunde läuteten. Wenig später trafen sich die Inwohner des Meisterhaushalts zum gemeinsamen Morgengebet und zum Morgenmahl. Danach schloss sich ein früher Gottesdienst und der Arbeitsbeginn in der Werkstatt an. Nachdem der Meister Gesellen und Lehrlinge in ihre Aufgaben eingewiesen hatte, ließ ihn die Zunft durch ihren jüngsten Meister aufs Zunfthaus zur gemeinsamen »Morgensprache« bitten. Hierbei war die Anwesenheit aller Zunftmeister Pflicht, denn alle zunftrelevanten verfassungsrechtlichen, produktionstechnischen oder merkantilen Fragen wurden durch die Gemeinschaft, nicht durch das Votum Einzelner geregelt. Während der Morgensprache vertrat der Altgeselle den Meister in der Werkstatt. Mittlerweile war es nach 5 Uhr, die nachts verschlossenen Stadttore wurden geöffnet, und der Ratsdiener traf sich mit den Torwachen und jenen Handwerkern, die den nächtlichen Wach- und Streifendienst wahrgenommen hatten. Man rechnete die für Ruhestörung, das Ausschütten der Kammerlauge aus den Fenstern oder Verstöße gegen die Brandschutzverordnung verhängten Straf gelder ab.

Die Meister kamen von der Morgensprache »auf der Zunft« zurück und begegneten unterwegs dem Marktmeister, der mit seinen Gehilfen Vorkehrungen zum Öffnen des Marktes traf. Mit den Handwerksmeistern, die im Versorgungsgewerbe für den lokalen Markt arbeiteten, löste er die Reihenfolge der Verkaufsstände aus. Die Meister belegten die Stände mit ihrer Ware, die sofort vom Marktmeister hinsichtlich ihrer Qualität begutachtet wurde. Gegen 10 Uhr begaben sich die Ratsherren zur Ratssitzung. Auch die Obermeister der Zünfte wurden »coram senatu aufs Rathaus zitiret«, sofern obrig-



2
Grabkreuz für
Michael Neuber,
Kat. III.9

keitliche Fragen zu den Zunftstatuten zur Klärung anstanden. In der Werkstatt wurde bis etwa 14/15 Uhr straff durchgearbeitet, danach traf man sich im Meisterhaushalt zur zweiten Mahlzeit des Tages. Diese fiel etwas opulenter aus: Es gab Suppe, ein Stück Fleisch mit »Zugemüs«, Grütze, Erbsbrei, Rüben o. ä., ganz nach wirtschaftlicher Lage oder Freigiebigkeit bzw. Knausrigkeit der Meisterin.

Am Nachmittag trafen in der Regel die Wandergesellen an den Stadttoren ein und wurden auf die Herberge ihres Gewerbes verwiesen. Die Gesellen der Zunft erschienen zum gemeinsamen Umtrunk, denn die Einwandernden waren ihre Zeitung aus der Welt draußen hinter der Stadtmauer und Träger willkommener neuer Kenntnisse im Sinne eines gewerblichen Technologie-

transfers. Inzwischen schaute sich ein einheimischer Geselle in der Stadt nach Arbeit für die Ankömmlinge um.

Am Nachmittag musste neben der Arbeit in der Werkstatt weiteren zünftigen Pflichten Rechnung getragen werden: Im Falle des Ablebens eines Meisters oder seiner Gattin begleitete das Handwerk den Sarg, danach traf man sich beim Bier, um auf das Totengedenken zu trinken (Abb. 2). Gegen 17 Uhr schließlich nahm man in der Werkstatt ein Vesperbrot zu sich. Schließlich gebot zwischen 19 und 20 Uhr der Meister Feierabend oder, was häufig erforderlich war, ordnete Überstunden an. Um 21 Uhr war schließlich »Schicht«: die Stadttore und die öffentlichen Häuser – Schankstuben und Frauenhäuser – wurden geschlossen. Im Meisterhaushalt beendete das gemeinsame Nachtmahl aller Angehörigen des »ganzen Hauses« mit Käse, Brot und Bier den Tag. Der Meister gebot Nachtruhe.

Was lässt sich aus diesem Tagesablauf ablesen? Nun, es sind drei feste Bezugsgrößen, die den Handwerker im Tagesablauf einem strengen Regiment unterwerfen. Es sind dies die Stadt (Obrigkeit), schließlich Gott (Kirche) und Profession (Zunft); alle drei finden sich als zentrale Elemente in bildlichen Selbstzeugnissen wie dem Weberinnungsbild von 1780.⁵ Der gesamte Tag eines Handwerkers, gleich, auf welcher Stufe der zünftigen Hierarchie er auch stehen mag, ist primär auf Ar-

3
Interieur einer
Chemnitzer Weberstube,
Kat. III.1



beit – auf Produktion, Planung, Verkauf – sowie auf die dafür notwendige persönliche Reproduktion ausgerichtet. Dies entspricht seinem tradierten Selbstverständnis, und exakt dieses erwartet die Gesellschaft von ihm: Im zeitgenössischen Sprachgebrauch heißt das: »Der handwerker hat tüchtig zu sein!«⁶ Hier, quasi am Vorabend der industriellen Revolution, wird dezidiert noch einmal – und dies ausdrücklich – ein Terminus aus dem hohen Mittelalter bemüht: »Tüchtigkeit« geht auf das mittelhochdeutsche *tuht* [tauglich] zurück. Der Handwerker muss »tüchtig« sein in seiner Profession, seine Ware »tüchtig« für den Verkauf: Ein Meister muss damit in der Lage sein, markttaugliche, marktgängige Ware zum Wohle des Gemeinwesens zu produzieren. So heißt es noch 1780 auf dem Interieurbild einer Chemnitzer Weberstube (Abb. 3): »Liebt Frömmigkeit und Fleiß, macht eure Waaren tüchtig./Und schämt euch des Betrugs, meßt ohne Vortheil richtig; / So lohnt Gott euer Werck, mit Segen und Gedyhn,/Und so wird Chemnitz stets berühmt und glücklich seyn.«⁷

Kein Wunder also, dass die alte, scheinbar auf längst vergangene Zeiten zurückgehende Forderung auch 1780 noch vorkommt und sich gleichsam als »roter Faden« durch bildliche und schriftliche Quellen, von Selbstzeugnissen über Handlungsordnungen bis hin zu Liedgut und Belletristik, finden lässt. Was hier, in seiner fast mittelalterlichen Diktion auf den ersten Eindruck eher rückwärtsgewandt klingt, erfährt seine Aktualisierung aus der zeitgenössischen Entwicklung und lässt einen hochaktuellen, nach neuen Wegen heischenden Aspekt mitklingen: Tüchtigkeit bedeutet, dass ein zünftiger Handwerker, der, wie etwa die textilen Gewerbe in der Stadt, für einen nunmehr weltweiten Markt arbeitet, seine Nase auch deutlich über die Stadtmauer hinaus in die »Welt«, also in ebenjenen globalisierten, nicht mehr an der Stadtmauer endenden Markt, stecken muss.⁸ Die Zünfte selbst wachen zwar dem Buchstaben nach auch im 18. Jahrhundert noch darüber, dass innerhalb eines Gewerbes niemand einen ökonomischen Vorteil gegenüber seinen Innungsverwandten, sei es durch die Einführung technologischer Neuerungen oder durch Einbeziehung wissenschaftlicher Erkenntnisse, erlangen konnte.⁹ Dies beginnt sich jedoch deutlich zu ändern, denn genauso selbstverständlich wird nun das Bewusstsein, dass man wirtschaftliche und soziale Katastrophen riskierte, hätte man versucht, den Handwerker von jeder Form von zusätzlicher Bildung, nicht zuletzt, ja vor allem neuer fachlicher Natur, fernzuhalten.¹⁰

Um das Phänomen »Bildung« in den richtigen kulturellen Kontext zu setzen, muss man differenzieren zwischen berufsspezifischer auf der einen und weiterführender individueller Bildung innerhalb des gewerblich determinierten Bevölkerungsteils in der Stadt Chemnitz auf der anderen Seite. Schauen wir uns deshalb zunächst jene Institutionen an, die dafür in der Stadt zur Verfügung standen. Wenn man am Ausgang des 18., zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Sachsen einem »aufgeklärten« Zeitgenossen die Frage nach der Bildung eines zünftigen Handwerkers gestellt hätte, so hätte man ziemlich stereotyp Worte wie »rückständig«, »wenig gebildet« oder »desinteressiert« zur Antwort bekommen.¹¹

Doch werden diese Prädikate aus der Sicht dezidiert bürgerlich-kapitalistischen Leistungswillens im Industriezeitalter verliehen; sie werden dem Handwerker nicht im tatsächlichen Sinne gerecht. Schon gar nicht gerecht wird ihm der gleichfalls erhobene Vorwurf der absoluten Bildungslosigkeit. Man muss die Frage nach Bildung in ihrer Zeitbezogenheit stellen. Johann Stuve, von der deutschen Aufklärung geprägter und auch in Chemnitz rezipierter Hamburger Pädagoge, schreibt 1785 in seinen »Allgemeinen Grundsätzen der Erziehung«: »[...] so notwendig die Verschiedenheit der Stände und der Geschäfte, des Ansehens und des Vermögens ist, so notwendig ist auch die Verschiedenheit der Ausbildung der Körper- und Geisteskräfte. Der Landmann, der Handwerker, der Soldat, der Künstler, der Gelehrte, der Regent müssen jeder für seine Verhältnisse ausgebildet werden.«¹² Dieser zentralen, für die Epoche der Frühen Neuzeit gültigen Forderung nach standesgemäßer Bildung hatte neben dem späteren »Berufsbildner« Zunft auch das Chemnitzer respektive sächsische Schulwesen zu entsprechen, das seit Ausgang des Spätmittelalters neben den Lateinschulen die sogenannten deutschen Schulen für beide Geschlechter, für Knaben und »meiglein«, kannte.

Die Chemnitzer Lateinschule hatte ihre erste Blüte bereits an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert erlebt, doch war von ihrer vormaligen Bedeutung zum Ende des 18. Jahrhunderts kaum mehr etwas übriggeblieben. Sie erhielt von Zeitgenossen das Prädikat einer »armseeligen Gelehrtschule alten Styls«.¹³ Dennoch schickten auch viele Handwerker ihre Kinder auf die höhere Schule; ein verstärktes Hinwenden zu höherer Schulbildung unter dem Aspekt, den Kindern durch Absolvieren einer höheren Schule ein Studium und damit einen sozialen Aufstieg zu ermöglichen, lässt sich in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts durchaus in der Tendenz erkennen. Man muss außerdem klar benennen, dass es nicht nur Kinder aus dem Handwerk waren: Gerade an der Chemnitzer Lateinschule finden sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts 25- und 28-jährige Leineweber, die, wie aus den Matrikeln zu erfahren ist, aus beruflich notwendigem »unstillbaren Wissensdurst« ans Lyceum gekommen waren.¹⁴ Vorrangig jedoch sollten sich die deutschen Schulen den Bildungsbedürfnissen künftiger Handwerker widmen.

Diese Institutionen wurden seitens der Handwerker- und Kaufmannschaft nachhaltig unterstützt, vor allem weil, wie es in einer kollektiven Petition aus diesen Kreisen heraus heißt, »Jungenn Knabenn so zum Latein nicht geschicket, nichts nutzlicher, dann sie in dewtschen Schulen mit guten Schriefften unnd Rechnungen megen unterweist werden, damit sie beide handwergks und handelsleuth nutzlich und dienstlich sein können [...]«.¹⁵ Dies sollte die Norm sein, jedoch werden wir hier erneut mit einer Erscheinung konfrontiert, die erkennen lässt, dass sich eine einstmals relativ homogene Bevölkerungsguppe weiter ausdifferenzierte: Die Chemnitzer Gewerbelandschaft ist durch die »textilen« Gewerbe geprägt – Gewerbe, in denen der Bedarf an Hilfskräften – Frauen und Kindern – besonders hoch war. Und dann gab es nach dem Siebenjährigen Krieg die

etwa 20 als »Fabriquen« bezeichneten Wirtschaftsbetriebe¹⁶ in der Stadt, in denen regelmäßig und dauerhaft eine recht erhebliche Zahl an Kindern arbeitete.¹⁷ Es verwundert daher nicht allzu sehr, und das spricht dezidiert für einen neuen handwerklichen Bildungswillen in jenem Zeitraum, wenn den offiziellen Bildungseinrichtungen in Stadt und Land Konkurrenz durch bildungsvermittelnde, inoffizielle Einrichtungen erwuchs.¹⁸ Bereits kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges, während der Anlaufphase des großen sächsischen Rétablissements wurden im Jahr 1766 insgesamt 26 sogenannter Klipp- und Winkelschulen, in denen eine stattliche Anzahl Kinder unterrichtet wurde, beim Chemnitzer Rat zur Anzeige gebracht.

Die Bandbreite des Unterrichtens in den vom städtischen Lehrkörper massiv angefeindeten Winkelschulen reichte vom Vorbeten und Memorieren einzelner Bibelpassagen über die berufsnotwendige Elementarbildung (Lesen, Schreiben, Rechnen), ferner über tatsächlich berufsspezifische Aspekte (Musterzeichnen) hin zu Inhalten, die an »höheren« gesellschaftlichen Leitbildern orientiert waren, wie Klavier, Fremdsprachen (Französisch) und Fechtunterricht.¹⁹ Sie bilden damit ein weiteres Indiz für ein deutliches Ausdifferenzieren der scheinbar so homogenen Schicht der Chemnitzer Handwerkerschaft: Das Beispiel »Klavier, Fechten, Französisch« korrespondiert mit dem zeitgenössischen englischen Sprichwort »Every handyman is a tradesman, every tradesman is a merchant, every merchant is a gentleman« und mag hier seine Entsprechung in neuen gesellschaftlichen Leitbildern auch unter Personen aus dem Chemnitzer Handwerkerstand finden.

Zwar mag die Qualität des Unterrichtens, etwa durch die Person der »gaßenvoigtin« recht miserabel gewesen sein, jedoch musste in einer Anzahl anderer Fälle selbst der Rektor der städtischen Lateinschule ausdrücklich konstatieren, dass viele seiner Zöglinge durch die Winkelschulhalter »privatim [...] gut zur öffentlichen Schule vorbereitet« worden seien.²⁰ Trotz der zum Teil vernichtenden Kritiken, die seitens der Zeitgenossen, wie etwa Christian Gottlob Heyne, gegen die Chemnitzer Schulen erhoben wurden, waren diese nichts anderes als normentsprechend. Sie taten exakt das, was gesellschaftlich von ihnen erwartet wurde, nämlich der geforderten standesgemäßen Bildung Rechnung zu tragen, und sie taten es – wenngleich sich dies nur in Einzelfällen quellenmäßig manifest machen lässt – mit deutlicher Orientierung auf die europa-, ja weltweit veränderte Gewerbelandschaft.

Daher spielten nun im Kontext des schulischen wie auch außerschulischen berufsbezogenen Bildungserwerbs noch weitere, über die tradierten Bildungsinstitutionen hinausgehende Faktoren eine gewichtige und ausschlaggebende Rolle. Es sei nochmals daran erinnert, dass der Maßstab für das gesellschaftliche Ansehen eines Handwerkers in der Stadt des 18. Jahrhunderts nach wie vor seine berufliche Tüchtigkeit war (Abb. 4). Die darin implizierte Markttauglichkeit seiner Produkte setzte die bewusste und durchdachte Auseinandersetzung mit den Konsumwünschen der potenziellen Kundschaft voraus, wo immer diese sich finden



4
Zunftlade der
Chemnitzer Strumpfwirker,
Kat. III.4

sollte, sei es über holländische Zwischenhändler auf den westindischen Inseln, in der Nachbarstadt oder auf dem lokalen heimischen Markt. Der Handwerker musste wissen, was gerade Mode war, musste im vorherrschenden Zeitgeschmack, im Stil seiner Zeit gängige Ware herzustellen wissen. Für den Gesellen, der gedachte, sein Meisterrecht zu erwerben, war die Walz, die Wanderung, Pflicht.²¹ Ausnahmslos alle verbindlichen zünftigen Gesetzesvorlagen hielten noch im 18. Jahrhundert am Wanderzwang für Meisterrecht begehrende Gesellen fest; im Durchschnitt schrieben die Statuten zwei bzw. drei Jahre Walz als Minimalzeit vor; doch waren Gesellen, die ihre Wanderschaft auf sechs, sogar auf zehn Jahre ausdehnten, keine Seltenheit. Die Zunft verfolgte mit dem Wanderzwang drei zentrale Motive: zunächst die Begrenzung der Meisterzahl vor Ort, um das Prinzip der gleichen Nahrung für die Innungsverwandten zu gewährleisten. Zum Zweiten werden auf der Wanderung wichtige moralische Werte des Gesellen vervollkommen. Der wandernde Geselle unterliegt einem ungeschriebenen, tradierten Ehrenkodex, der u.a. seine unbedingte Ehrlichkeit fordert. Selbstredend stellt Stehlen einen nicht wieder gutzumachenden Frevel dar, zugleich aber wird er darauf orientiert – und damit kommen wir zum eigentlichen Hauptzweck der Wanderung –, dass er so viel als möglich »mit den Augen zu stehlen« hat. Diese Forderung sagt im Kern nichts anderes, als dass der Geselle zum Nutzen seines Handwerks alle Modernisierungen im Gewerbe, alle modischen, stilistischen, technologischen, merkantilen usw. Neuerungen auszuforschen und in den Katalog seiner individuellen Fähigkeiten und

Fertigkeiten, zum späteren korporativen Nutzen aufzunehmen hat. Damit fördert man Technologietransfer, und aus diesem Grunde orientieren die Zünfte im Zuge der Wanderjahre des Gesellen auf konkrete Wanderziele, nämlich in jene Regionen oder Städte, in denen das Gewerbe »im besonderen Schwange steht«.²² Das tut die Zunft dezidiert noch bis ins 19. Jahrhundert hinein mit Erfolg. Dass in Chemnitz hochqualitative Produkte nach niederländischem oder englischem Vorbild gefertigt wurden, hat seine Ursache nicht in nennenswertem Zuzug aus den beiden Gebieten, sondern im intendierten Technologietransfer der Wanderung.

Dazu einige Beispiele: Fall Nummer eins – die Buchbinder.²³ Sie sind in der Chemnitzer Gewerbelandschaft des 18. Jahrhunderts ein typisches Randgewerbe: geachtet im städtischen und zünftigen Kontext, für einen lokalen bzw. begrenzt regionalen Markt arbeitend, jedoch – im Gegensatz etwa zu ihren universitätsnahen Leipziger oder den für eine gänzlich andere Klientel in der Residenzstadt arbeitenden Dresdner Innungsverwandten – völlig unbeeinflusst von Zeitströmungen. Weil die Chemnitzer Buchbinder bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein nicht auf äußere Zwänge reagieren mussten, bestand das Nonplusultra handwerklicher Fertigkeit, wie es sich in den genauestens reguliert abzulegenden Meisterstücken niederschlug, in der Produktion von Sachwerten, die sich seit dem 16. Jahrhundert nicht verändert hatten.

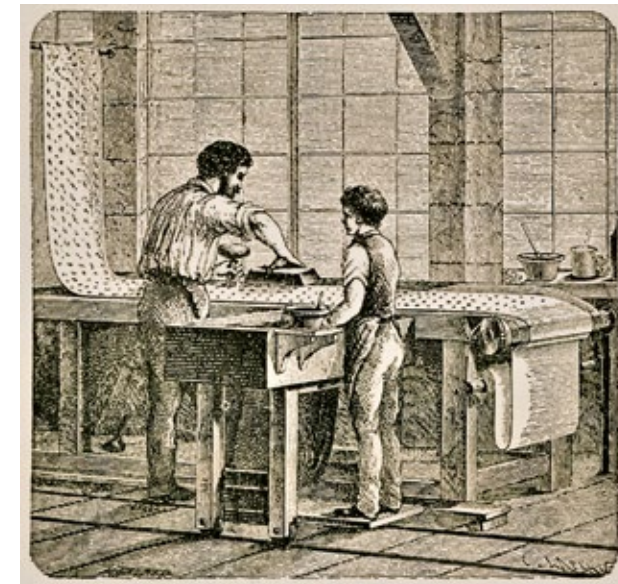
Um 1775 herum gab es nun aber keinen Bedarf mehr an den Foliant-Einbänden »mit Filletten, Buckeln und Klausuren«, die schon die Hanns-Lufft-Bibel von 1542 geziert hatten.²⁴ Nunmehr erforderte der empfindsame

Kattundruckereien in Sachsen

Eine neuartige Bauaufgabe und ihre architektonische Umsetzung im späten 18. Jahrhundert

Stefan Thiele

1
Drucker und Streichjunge
bei der Arbeit in einer Kattun-
druckerei, idealisierte Dar-
stellung aus dem späten
19. Jahrhundert



Unter den zahlreichen Denkmälern der sächsischen Industriegeschichte spielen die Zeugnisse der Textilproduktion eine herausragende Rolle. Schon früh weckten Einzelobjekte und Baugruppen das Interesse nicht nur von Wirtschafts- und Technikhistorikern, sondern auch von Kunstwissenschaftlern und Denkmalpflegern.¹ Im Mittelpunkt standen vor allem die Spinnmühlen des Erzgebirges.² Demgegenüber fand die unmittelbar vorangehende Generation von Fabrikbauten bislang nur wenig Aufmerksamkeit. Die aufwendige Sanierung und Neueröffnung des »Weisbachschen Hauses« in Plauen als »Fabrik der Fäden« lenkte im Herbst 2023 die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit wieder auf die Kattundruckereien oder -manufakturen, die seit dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zum allmählichen Niedergang dieses Gewerbezweigs um 1850 das Erscheinungsbild zahlreicher sächsischer Klein- und Mittelstädte prägten.³ Die folgende Studie nimmt die Bauten der Kattunverarbeitung als »erste große fabrikartige Etablissements«⁴ in den Blick, beschränkt sich jedoch, dem zeitlichen Rahmen des vorliegenden Bandes entsprechend, auf exemplarische Beispiele aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Produktionstechnische Grundlagen

Für das Kurfürstentum Sachsen waren Herstellung, Veredelung und Vertrieb von farbig bedrucktem Kattun seit dem frühen 18. Jahrhundert einer der wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren.⁵ Einzelne Regionen, u. a. das Vogtland sowie die Städte Chemnitz und Großenhain mit ihrem Hinterland entwickelten sich dabei zu Zentren dieses Gewerbezweigs. Nachdem um 1710 erste Experimente mit neuartigen Druckverfahren in Frankenberg stattgefunden haben sollen, kam es 1755 in Plauen zur Gründung der ersten »Fabrique«. Dieser zeitgenössische Begriff umreißt die Konzentration von Personal und technischer Ausstattung in speziell zu diesem Zweck eingerichteten »Etablissements«, komplexen baulichen Anlagen, in denen Güter für die unterschiedlichsten Bedürfnisse produziert wurden. Dies geschah im hier be-

trachteten Zeitraum überwiegend in Handarbeit, so wie es schon in den Jahrhunderten zuvor üblich war, nur mit dem Unterschied, dass der Arbeiter seine Selbstständigkeit aufgegeben und sich in die Abhängigkeit vom Lohnherrn begeben hatte. Mechanisierte Antriebskräfte auf der Basis von Wasser- oder Windkraft waren zwar bekannt, spielten jedoch in der Textilbranche noch keine explizite Rolle.

Anlage und bauliche Struktur einer Kattundruckerei wurden durch den Verarbeitungsprozess bestimmt, der sich in mehreren Abteilungen wie Bleicherei, Druckerei, Formenstecherei sowie letztlich dem Vertrieb vollzog.⁶ Um einen rationellen Ablauf zu gewährleisten, war eine stringente Organisation unabdingbar. Sie spiegelte sich sowohl in der Lage der Fabrik als auch in deren Aufbau wider. Voraussetzung war die Nähe eines Gewässers »von Flut und gehöriger Tiefe«, in dem die Rohware gewaschen und gespült wurde, um sie anschließend auf dem Bleichplan auslegen zu können. Im Anschluss erfolgte das Glätten mithilfe einer Mangel aus zwei starken Rundhölzern, die gelegentlich schon mit mechanisiertem Antrieb auf der Basis von Wasserkraft oder mit Göpelwerken ausgestattet war. Zum Kern einer Kattunfabrik zählten die Farbenküche sowie die angegliederte Färberei: Hier produzierte der »Couleurist« auf der Grundlage gut gehüteter Rezepturen die benötigten Farben. Die Stoffbahnen wurden in große Kessel getaucht und erhielten damit die gewünschte Kolorierung. Zum Abtrocknen gelangten sie anschließend in einen hölzernen Trockenturm, alternativ konnte dies auch auf den Dachböden oder mithilfe spezieller Vorrichtungen im Traufbereich der Produktionsgebäude geschehen.⁷

Neben dem Färben bildete das Bedrucken einen weiteren zentralen Arbeitsgang: Das Druckhaus mit mehreren gut belichteten Sälen war der Arbeitsplatz des Druckers sowie der assistierenden Streichjungen und Schildermädchen. Auf großen Tischen wurden die ausgebreiteten Stoffbahnen mithilfe hölzerner, später auch metallener Modeln mit dem vorgegebenen Muster versehen und anschließend individuell bemalt. Nach 1820 setzten Bestrebungen zur Mechanisierung des Druckverfahrens mit dem Walzendruck ein. Für die Herstellung und Instandhaltung der notwendigen Arbeitsgeräte mussten darüber hinaus Werkstätten wie Tischlerei und Formenschneiderei (für die Modeln) vorgehalten werden (Abb. 1).

Typologie und bauliche Entwicklung der frühen Kattundruckereien

In der Regel errichtete man Produktionsgebäude ohne höheren gestalterischen Anspruch, es handelte sich um reine Zweckbauten, die nicht selten zudem in leichter Bauweise – entweder vollständig oder teilweise in Fachwerk oder Holz – ausgeführt waren. Zu beobachten ist dabei, dass man nicht zuletzt aus Gründen des Feuer-schutzes bei den zentralen Gebäuden Wert auf eine massive Ausführung der Erdgeschosse und deren wenigstens partielle Einwölbung legte. In ihrer charakteristischen Struktur bilden diese Bauten das Kontinuum



2
*Die Chemnitzer Aue unterhalb
des Hüttenbergs mit den
Kattundruckereien Pfaff &
Söhne (links) und C. G. Becker
(rechts), ganz links die Becker-
sche Baumwollspinnerei,
Lithographie von Heinrich
Gottlob Kästner,
Kat. IX.5*

einer Entwicklung, die bereits seit Jahrhunderten etabliert war und für die unterschiedlichsten Zwecke Anwendung fand. Genannt seien hier neben einfachen Häusler- und gehobenen Bürgeranwesen vor allem die Bauern- und Rittergüter sowie Landschlösser mit ihren Ställen, Scheunen und Remisen, dazu die Mühlenanlagen jeglicher Art und Zweckbestimmung, die Gebäude mit Bezug zum Montan- (Huthäuser) oder zum Militärwesen (Magazine und Speicher) sowie Hammerwerks- und Hüttenkomplexe einschließlich der zugehörigen Nebengebäude. Beinahe sämtliche architektonischen Motive, die im späten 18. Jahrhundert für die Bauten der Kattunproduktion, aber auch anderer Wirtschaftszweige relevant werden sollten, sind hier vorgebildet.

Die häufig bis heute kaum bekannten Baumeister entstammten meist dem handwerklichen Milieu der Dörfer und Kleinstädte und hatten eine Ausbildung als Maurer-, Tischler- oder Zimmermeister absolviert. Für viele von ihnen zählte der Bau von Wohnhäusern sowie Nutzgebäuden zum Tagesgeschäft. Ihre soliden praktischen Kenntnisse und Fertigkeiten übertrugen sie ganz selbstverständlich auf die Anforderungen der Fabriken, die damit die Gestalt von Gutsanlagen, aber auch von spätbarocken Bürger- und Rathäusern, ja sogar von Palais und kleinen Schlössern annahmen. Dies gilt insbesondere für die Wohnbauten, die in der Regel im Gegensatz zur zweckbetonten Nüchternheit der Produktionsgebäude standen. Neben ihrem eigentlichen Zweck erfüllten sie oftmals auch die Funktion für Verwaltung (Kontor) und als Lager für Roh- und Fertigprodukte. Mit seinem Wohn- und Verwaltungssitz verband der Fabrikherr, wenn möglich, repräsentative Absichten, sodass dem Gebäude die Funktion einer in Stein übertragenen »Visitenkarte« zukam. Auch dies ist als Fortsetzung längst etablierter Gewohnheiten anzusehen, wenn man sich etwa die erzgebirgischen Hammerherrenhäuser oder die Wohngebäude der Rittergüter im Leipziger Land vor Augen führt. Programmatisch kommt beim anspruchs-

vollsten Beispiel in Burgstädt (1763) die selbstbezogene Sichtweise des Fabrikherrn zum Ausdruck: Sein Anwesen, in dem produziert, verwaltet, gelagert, gehandelt und gewohnt wurde, ist nicht mehr und nicht weniger als die Übertragung eines Palais auf die Bedürfnisse eines klug agierenden Geschäftsmanns. Dass er sein Haus auf eine Stufe mit denjenigen des Adels stellt und sich darin eine Konkurrenzsituation manifestiert, ist ein charakteristischer Zug für die Industriearchitektur dieser Zeit.

Die innerhalb einer Kattunfabrik vereinigten Gebäude konnten auf unterschiedliche Weise miteinander kombiniert werden. In den weitgehend geschlossenen Parzellen der Städte war die Form eines vierflügeligen Baukörpers, der um einen (längs-)rechteckigen Hof gruppiert war, konstitutiv. Die wesentlichen Akzente setzten das an der Straßenseite situierte Wohnhaus sowie die im hinteren Hofbereich angeordnete Druckerei, beides verbunden durch schmale Seitenflügel. Eine variierende Anordnung war bei denjenigen Anlagen möglich, deren Grundstücke außerhalb der Städte lagen und einen größeren Entfaltungsspielraum boten. Freilich bleibt auch in solchen Fällen das Prinzip des zentralen Hofes, den mehr oder weniger locker einander zugeordnete Einzelgebäude umgaben, vorherrschend. Gelegentlich entstanden dabei auch Anlagen, deren Gebäude völlig irregulär angeordnet waren, was auf die Einbeziehung vorhandener Bausubstanz mit vormals anderer Zweckbestimmung schließen lässt oder der Rücksichtnahme auf die Baugrundverhältnisse geschuldet war. Schließlich ergab sich in einigen Fällen wie z.B. in Göritzhein (J. F. Wagner) oder Plauen (Facilides & Co.) die Möglichkeit, die wesentlichen Arbeitsvorgänge unter einem gemeinsamen Dach zu bündeln, was eine kompakte Bau-masse von erheblichem Volumen zur Folge hatte.

Mit zunehmender Anzahl der Betriebe und der Größe der zugehörigen Gebäude gewannen diese immer stärkeren Einfluss auf die Orts- und Stadtbilder. In Chemnitz

entwickelte sich beispielsweise ab 1786 die Nikolaivorstadt mit der anschließenden wasserreichen Aue entlang der Annaberger Straße zu einem respektablen frühindustriellen Gewerbepark, in dem sich nicht weniger als sieben Unternehmen ansiedelten (Abb. 2). Beinahe »auf Tuchfühlung« reiheten sich im Einzugsbereich von Chemnitzfluss und Kappelbach die umfangreichen Druckereien von Pfaff & Söhne, Becker & Schrapf, Hübner & Söhne, Kreisig & Co., Gebr. Webers, Pietzsch & Müller sowie – als früheste Gründung – Pflugbeil & Co. aneinander.⁸ Problematischer lagen die Dinge in Frankenberg, wo sich die frühen Druckereien zunächst stärker auf das innere Stadtgebiet konzentrierten und vor allem in Form der Wohn- und Kontorhäuser – wie beispielsweise das jüngere Druckhaus von Carl Friedrich Böhme – das Straßenbild prägten. Die hoch aufragenden Trockentürme bildeten mit zunehmender Anzahl zudem eine wesentliche Dominante in der Stadtsilhouette. Mit den genannten Städten verbinden sich gleichzeitig die bedeutendsten Standorte der Kattunverarbeitung im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, wobei der 1755 gegründete Betrieb in Plauen die früheste kontinuierlich betriebene Einrichtung dieser Art in Sachsen gewesen ist.⁹

3
*Burgstädt, Wohn- und Kontor-
haus der Kattundruckerei von
J. F. Wagner (heute Rathaus)*

4
*Brandis, Schloss,
Gartenfassade*



Ausgewählte Beispiele früher Kattundruckereien

Einer der frühesten nachweisbaren Standorte der Kattunverarbeitung ist Burgstädt. Der örtliche Zeugmacher und -händler Johann Friedrich Wagner betrieb hier seit 1743 die Herstellung von Seidentüchern und führte ab 1754/55 das Bleichen und Bedrucken von Kattun ein, wofür er ein kurfürstliches Privileg auf die Dauer von zehn Jahren erwirkte.¹⁰ Der Betrieb war auf zwei Standorte verteilt: zum einen in Mohsdorf am Chemnitzfluss, wo u. a. gebleicht und getrocknet wurde, zum anderen in Burgstädt selbst, wo die übrigen Arbeitsschritte sowie »der Debit und die Direction des Ganzen« angesiedelt waren.¹¹

Das Kontor- und Herrenhaus mit anschließendem Wirtschaftshof ließ sich Wagner zwischen 1761 und 1763 errichten (Abb. 3).¹² Es präsentiert sich als stattlicher dreigeschossiger Bau von neun Achsen, wobei die drei mittleren als Risalit zusammengefasst sind und eine besonders üppige Detailbehandlung in Rochlitzer Porphyr-tuff aufweisen. Das Erdgeschoss enthält die segmentbogenförmig geschlossene Durchfahrt. In die aufwendig gegliederte Supraporte ließ der Bauherr sein die Konkurrenz herausforderndes Motto integrieren: »Je höher die Gewalt / Je schöner die Gestalt«. Darüber markieren drei korbbogenförmig geschlossene Fenster die Beletage. Die Wandabschnitte oberhalb der Fenster sowie das Tympanon des durch drei männliche Büsten akzentuierten Dreieckgiebels sind ebenfalls mit qualitativvoller Rokokoornamentik reich verziert. Ein schiefergedecktes Mansarddach mit stehenden Gauben bedeckt das Gebäude, der Dachreiter ist eine Zutat von 1850.

Der Forschung ist es bislang nicht gelungen, den Architekten dieses bemerkenswerten Bauwerks nachzuweisen. Die seit langem kolportierte Ableitung aus dem fränkischen Barock¹³ erscheint möglich, aber keineswegs zwingend, da die zeitgenössische sächsische Baukunst eine Fülle an Objekten bereithält, die als Vorbilder infrage kommen. In diesem Zusammenhang ist auf die Palais- und Schlossbauten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem jene des Landbaumeisters David Schatz (1667–1750) hinzuweisen. Auf die Verankerung der durch Schatz rezipierten Formsprache in der zeitgenössischen Dresdner Architektur im Umfeld von George Bähr und Matthäus Daniel Pöppelmann hat Thomas Trajkovits aufmerksam gemacht.¹⁴ Zu nennen ist in diesem Zusammenhang insbesondere das Schloss in Brandis, errichtet zwischen 1724 und 1743 im Auftrag der Familie von Bodenhausen (Abb. 4).¹⁵ Von ihm hat der unbekannte Burgstädter Baumeister ganz offensichtlich entscheidende Anregungen erfahren.

Johann Friedrich Wagner erwies sich auch nach Fertigstellung seines Burgstädter Firmensitzes weiterhin als geschäftstüchtiger Kaufmann und Bauherr. Diesem Umstand verdankt ein weiteres, in seiner Bedeutung für die frühe Industriearchitektur Sachsens allerdings noch nicht gewürdigtes Objekt seine Existenz.¹⁶ In Göritzhein im Chemnitztal kaufte er 1759 das Grundstück der sogenannten Bachmühle mit der Absicht, hier einen weiteren Produktionsstandort zu etablieren. Ob der 1765

vollendete, nördlich der alten Mühle errichtete Neubau überhaupt für den vorgesehenen Zweck benutzt wurde, ist jedoch unklar. Der Bauherr starb im Jahr der Fertigstellung, und in den Untersuchungen zum sächsischen Manufakturwesen von Rudolf Forberger und Siegfried Kreß ist der Standort Göritzhein nicht bekannt. Damit bieten sich interessante Ansätze für künftige Forschungen.

Der gutsähnliche Gebäudekomplex – das »große Haus« genannt – dominiert bis heute das ländlich geprägte Ortsbild (Abb. 5). Das Hauptgebäude erhebt sich über rechteckigem Grundriss in zwei Vollgeschossen sowie einem Mezzanin. Den Abschluss bildet ein ziegelgedecktes Mansarddach mit Gauben sowie Lukarnen. Es wird durch einen zentral angeordneten Dachreiter mit offener Laterne und Spitzhelm akzentuiert. Die verputzten Fassaden sind heute vollkommen schlicht gehalten, verfügten ursprünglich jedoch sicherlich über eine differenzierende Putzgliederung und eine entsprechende Farbigkeit, die für ein festliches Gesamtbild sorgten. Die dem Chemnitztal zugewandte Schauseite verfügt über zwölf Achsen, die durch rechteckige, im Mezzanin stichbogenförmig geschlossene Fenster mit kräftigen Gewänden in Rochlitzer Porphyrtuff markiert werden. In gleicher Weise ist auch der asymmetrisch angeordnete Haupteingang ausgezeichnet. Dem Hauptgebäude sind – ähnlich wie in Burgstädt – auf der Rückseite zwei Flügelbauten angeschlossen, die einen schmalen Hof umfassen. Hier dürften in erster Linie Produktionseinrichtungen vorgesehen gewesen sein. Die Erdgeschosse sind massiv; die Obergeschosse dagegen in Fachwerk ausgeführt und werden durch einfache Krüppelwalmdächer abgeschlossen.

Die innere Struktur des Hauptgebäudes lässt trotz zahlreicher Veränderungen seinen ursprünglichen Charakter als Lager-, Fabrik- und Wohnhaus deutlich erkennen. Das Erdgeschoss verfügt neben einem großzügigen Flur mit Deckenstuck auch über gewölbte Räume für Roh- und Fertigwaren. Im ersten Obergeschoss finden sich sowohl Säle mit einfachen Holzbalkendecken, in denen man sich gut die Druckerei vorstellen könnte, als auch solche mit qualitätvollen Stuckaturen, die gehobenen Wohnansprüchen genügen (Abb. 6). Mezzanin und Dachboden könnten als Wohnräume für Angestellte bzw. für das Trocknen der Stoffe gedacht gewesen sein. Diese Kombination von Arbeits- und Wohnbereich nicht nur der »Herrschaft«, sondern auch des Personals unter einem Dach ist charakteristisch für die Zeit, wie weiter unten am Beispiel von Facildes & Co. in Plauen näher ausgeführt wird.

Die Göritzthainer Kattundruckerei hat ihr unmittelbares Vorbild im Herrenhaus des Ritterguts in Tanneberg bei Wilsdruff (Abb. 7).¹⁷ Der bereits 1744 im Auftrag von Adolf Ferdinand von Schönberg errichtete kompakte Barockbau unter einem Mansarddach weist eine nahezu identische Fassadenstruktur auf. Die stilistischen Parallelen lassen entweder auf ein und denselben, bislang unbekannten Baumeister oder doch zumindest auf die unmittelbare Wirksamkeit des um 20 Jahre älteren Tanneberger Herrenhauses auf Wagners Fabrikbau schließen.

Darüber hinaus ist auf Beispiele aus der Militärarchitektur hinzuweisen, wie etwa das Proviantmagazin in



Torgau, errichtet 1727/28 nach Plänen von Rudolf Fäsch (1680–1749).¹⁸ Die Vorbildwirkung derartiger Nutzbauten für die frühe Industriearchitektur hat bereits Andreas Oehlke herausgearbeitet.¹⁹ Diese Feststellung lässt sich auch auf die ein Vierteljahrhundert ältere Kattundruckerei in Göritzhein übertragen. Der hochragende, turmgekrönte Baukörper antizipiert einen Typus, der erst ein reichliches Vierteljahrhundert später mit den Spinnmühlenbauten Johann Traugott Lohses und Christian Friedrich Uhligs seine volle Ausprägung erfährt und noch bis in die 1860er Jahre zum Standardprogramm für Bauten der Textilindustrie zählte. Zudem liefert Göritzhein eines der frühesten belegbaren Beispiele für die Anwendung eines zentral angeordneten Dachreiters im Kontext eines sächsischen Fabrikgebäudes.²⁰

Im Jahr 1771 richtete Johann Gottlob Pflugbeil in Chemnitz eine »Cotton-Druckerei« mit angeschlossenem Verlag von Webern ein.²¹ Der Sitz befand sich zunächst in einem Haus auf der Äußeren Klostergasse, das für den neuen Nutzungszweck entsprechend erweitert wurde.

5
Göritzhein, Kattundruckerei
von J. F. Wagner, Gesamt-
ansicht

6
Göritzhein, Kattundruckerei
von J. F. Wagner, Stuckdecke
im 1. Obergeschoss

Mit dem Einstieg von Carl Heinrich Alberti eröffneten sich ab 1784 neue Perspektiven, und mit 35 Tischen stand die Firma 1786 an der Spitze der Chemnitzer Druckereien.²² 1786 kam es schließlich zum Kauf eines Grundstücks in der Nikolaivorstadt, am südlichen Kaßberghang unmittelbar am Kappelbach gelegen (heute Falke-Forum). Das Areal war bereits mit einem großen

Haus einschließlich Nebengebäuden und Scheune bebaut. Welchem Zweck diese Anlage bislang diente, ist nicht bekannt. Der vorhandene Gebäudebestand wurde nun zielstrebig um die erforderlichen Produktionseinrichtungen ergänzt: Fabrikgebäude, Mühle sowie Trockenhaus. Bis 1787 waren die wesentlichen Arbeiten abgeschlossen (Abb. 8).



7
Tanneberg, Herrenhaus
des Rittergutes, Lithographie
um 1856



8
Chemnitz, Kattundruckerei von
B. G. Pflugbeil und C. H. Alberti,
Blick vom Kaßberg über den
Kappelbach in den Innenhof
mit Produktionsgebäuden,
Lithographie um 1856

Das Rétablissement – Neue Wirtschaftspolitik im Dienste Sachsens

Der desaströse Siebenjährige Krieg (1756–1763) hatte zum Ende der kulturellen und ökonomischen Dominanz des sächsischen Kurfürstentums im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation geführt. Dennoch gelang es dem klugen, auf bürgerliche Reformkräfte gestützten Handeln der Regierung schnell, an die frühere Leistungsfähigkeit anzuknüpfen. Der als »Rétablissement« bezeichnete Prozess ließ in Sachsen eine vielfältige Wirtschaftslandschaft entstehen, in der zum Ende des Jahrhunderts hin die Grundlagen für den Übergang zum Industriekapitalismus gelegt wurden. Das mittelalterliche Instrument der Handwerker-Zünfte erlebte – noch einmal reformiert und an die neuen Erfordernisse des Marktes angepasst – eine Renaissance. Vor allem aber gewann privates Unternehmertum an Bedeutung: Neue Rohstoffe, internationales Know-how und Finanzkapital flossen in die Wirtschaft im Chemnitzer Raum ein. Dezentralisierte und zentralisierte Manufakturen mit neuen Produktionsmitteln und -methoden sowie die Konzentration von Arbeitskräften und Kapital, vor allem in den textilen Gewerken der Region, bildeten wichtige Meilensteine auf dem Weg hin zur Gründung erster Fabriken.

I.1
N. N.
Ansicht der Stadt Chemnitz,
sogenanntes Weberinnungsbild
Chemnitz, um 1780
Öl auf Holz, B 104 cm × H 182 cm
Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. cm003726

Das Bild aus dem Innungshaus der Chemnitzer Zeug- und Leineweber betont in Sujet und Schriftprogramm die drei aus Sicht des Handwerkers wichtigsten Bezugsgrößen seiner Existenz: Zunft, Obrigkeit (Stadt und Landesherr) und Gott. Das Werk, das auf grafische Vorlagen des 17. und 18. Jahrhunderts zurückgeht, ist das älteste bekannte, die Stadt Chemnitz darstellende Gemälde. Die Ansicht zeigt die Stadt von Süden aus; rechts hinten ist sehr frei das frühere Kloster, spätere Schloss festgehalten. Ausgesprochen beeindruckend ist die im Textprogramm des Bildes ausgewiesene Personenzahl der im Handwerk der Chemnitzer Zeug- und Leineweber Arbeitenden. Man muss jedoch beachten, dass es sich dabei keineswegs mehr um selbstständig arbeitende Handwerksmeister handelt; zur Zeit der Bildentstehung arbeitete bereits knapp die Hälfte als verlegte bzw. sich in Lohnabhängigkeit befindende Weber. UF □ S. 65

Literatur: Fiedler, Uwe: Museumsführer Kunstsammlungen
Chemnitz – Schloßbergmuseum. Bielefeld/Leipzig/Berlin 2011.



I.1 (Detail)

Sieben Jahre Krieg und ein hoffnungsvoller Frieden

Am 29. August 1756 – zu einer Zeit, »da keyn Mensch auch nur einen Gedanken an Krieg hegte«, überfiel Preußen das Kurfürstentum Sachsen und löste damit den Siebenjährigen Krieg aus. Getreu dem Verdikt König Friedrichs II., nach dem »die sächsischen Städte wie Mehlsäcke seien, auf die man nur kräftig draufschlagen müsse, um immer noch etwas heraus zu holen«, wurde das Land systematisch ausgeplündert. Nach dem Frieden zu Hubertusburg, der 1763 den Krieg beendete, schrieb Thomas von Fritsch, der als organisatorischer Kopf des Rétablissements den Wiederaufbau Sachsens einleitete, dass neben der völlig desolaten wirtschaftlichen Situation der Städte die »Unterthanen verwildert, das Nutzvieh in schlechtestem Zustand, landwirtschaftliches Gerät nicht mehr vorhanden, die Hölzer ganz abgetrieben und die Wege völlig unbrauchbar« seien.

Große Hoffnung setzte die Öffentlichkeit auf das sächsische Herrscherhaus: Gestützt auf die Leipziger Ökonomische Sozietät, förderten Administrator Prinz Xaver von Sachsen und – nach seiner Volljährigkeit – sein Mündel, Kurfürst Friedrich August III., vor allem die gewerbliche Produktion mithilfe neuer technischer Erkenntnisse und Methoden. Innerhalb nur weniger Jahre gelang so die Transformation eines kriegszerstörten Landes zum erneut führenden Wirtschaftsstandort im Reich.

II.1
N. N.
Allegorische Darstellung
auf das »Friedensfest« der Chemnitzer
Zeug- und Leineweber-Innung
Chemnitz, 1779
Öl auf Leinwand, B 103 cm × H 116 cm
Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. cm011704
Die Restaurierung dieses Gemäldes erfolgte durch
großzügige Unterstützung des Freundeskreises Schloßberg-
museum e. V. auf der Basis von Spenden.

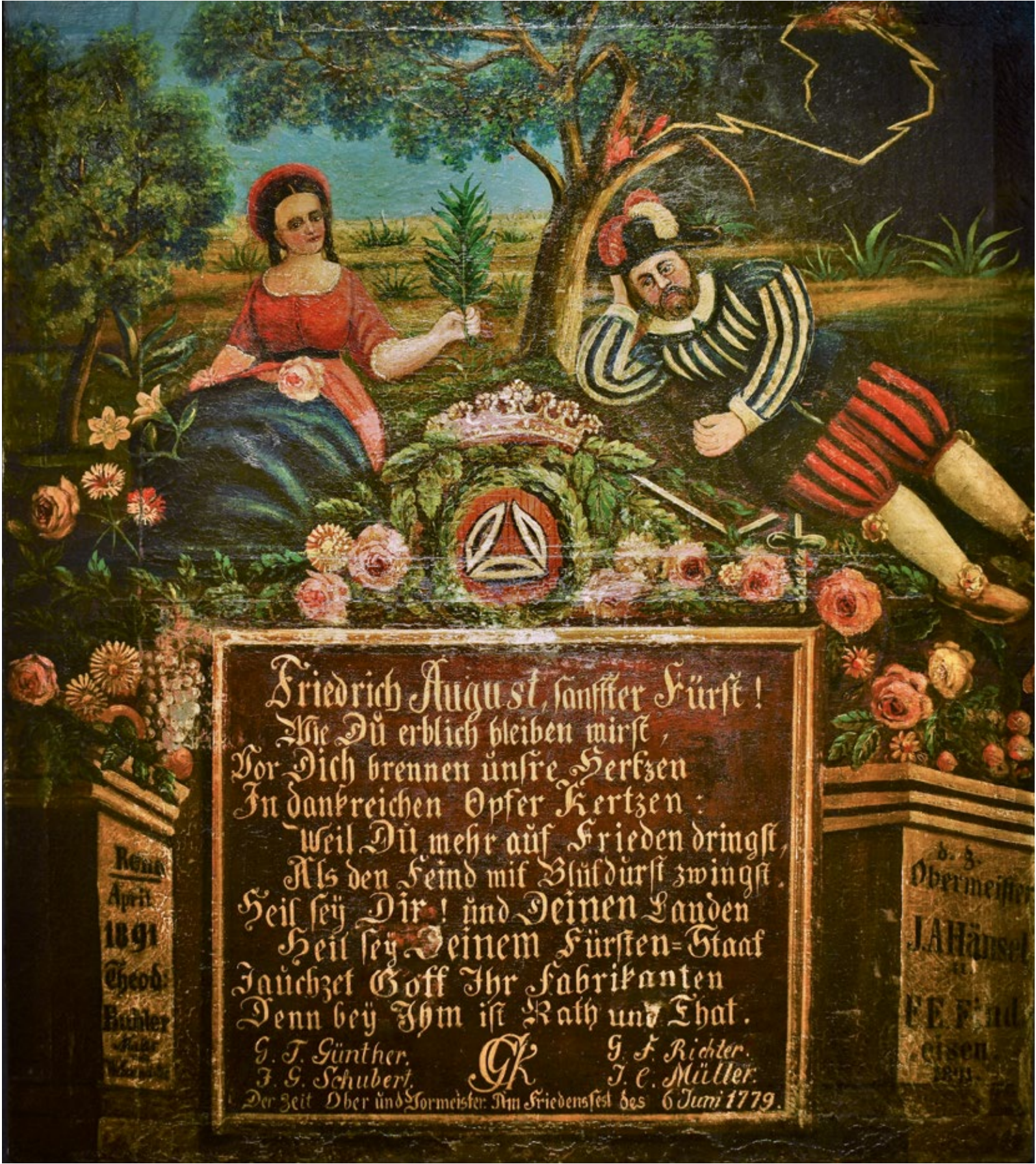
Unter dem Zunftzeichen der Chemnitzer Zeug- und Leineweber sowie zweier allegorischer Figuren, die als fruchtbringende Ceres und schlafender Kriegsgott Mars mit zerbrochenem Schwert anzusprechen sind, hebt ein Text auf das »Fabrikanten«-fördernde Wirken des »sanften Friedensfürsten« Friedrich August III. ab. Das Bild, entstanden anlässlich des Friedensfests zur Beendigung des Bayerischen Erbfolgekriegs mit dem Frieden von Teschen (13. Mai 1779), würdigt die Politik des sächsischen Kurfürsten – die Mitglieder der Chemnitzer Innung sahen die Leistung des Fürsten als *conditio sine qua non* für die gedeihliche Entwicklung der Gewerbe und des »Fabrikanten-Standes«. UF

Literatur: Keller, Katrin; Viertel, Gabriele; Diesener, Gerald (Hrsg.): Stadt, Handwerk, Armut. Eine kommentierte Quellensammlung zur Geschichte der Frühen Neuzeit, Helmut Bräuer zum 70. Geburtstag zugeeignet. Leipzig 2008.

II.2
G. Z. nach Pietro Antonio Novelli
»L'armata Sassone che so rende
prigioniera di guerra, deponendo le armi
a Federico II. il Grande, nel campo vicino
a Pirna« (daneben französischer Text
gleichlautenden Inhalts)
Italien, Druckerei Antonio Zalla, spätes 18. Jahrhundert
Kupferstich, B 41,6 cm × H 35,3 cm
bez. »Novelli inv.« und »presso Antonio Zalla G. Z. scul.«
Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. I/C/h/I

Nach dem Überfall der preußischen Truppen auf Sachsen kapituliert die kurfürstliche Armee unter dem Befehl ihres Kommandeurs Graf Rutowski am 16. Oktober 1756 bei Pirna. König Friedrich II. verfügte daraufhin, dass die 18 000 kriegsgefangenen sächsischen Soldaten gewaltsam ins preußische Heer zu integrieren seien. Doch die sächsischen Soldaten entzogen sich dem Zwangsdienst in der preußischen Armee zu Tausenden: Prinz Xaver von Sachsen organisierte im sogenannten Sammlungswerk die Neuformierung der sächsischen Deserteure. Nunmehr auf Kaiserin Maria Theresia und den französischen König Ludwig XV. vereidigt, entstand mit den »Revertenden« erneut ein schlagkräftiges sächsisches Korps, das bis Kriegsende erfolgreich gegen Preußen kämpfen sollte. UF

Literatur: Fiedler, Uwe; Nicklas, Thomas; Thoß, Hendrik (Hrsg.): Die Gesellschaft des Fürsten. Prinz Xaver von Sachsen und seine Zeit. Chemnitz 2009.



11.1

11.3

N. N.

Offizier und Gemeiner vom Infanterie-Regiment »Prinz Maximilian« Chemnitz

Sachsen, letztes Drittel 18. Jahrhundert

Zwei Stahlstiche koloriert, Papier mit Wasserzeichen:

bekrönte heraldische Lilie, unten Meisterzeichen,

B 11,5 cm × H 19,3 cm / 11,5 cm × 19,1 cm

bez.: »Regim:« und »Prinz Maximilian.

Staabsquartier Chemnitz«

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. Zg 34/55 a & b

Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde wieder dauerhaft Militär in Chemnitz stationiert. Ab 1764 führte das Infanterie-Regiment den Namen »Prinz Maximilian«. Bemerkenswert ist, dass die Soldaten nicht kaserniert untergebracht waren, sondern auf die Haushalte in der Stadt und in ihrem Umland aufgeteilt wurden – eine Situation, die auch in der preußischen Armee üblich war. In den Haushaltungen arbeiteten die Soldaten regelmäßig im Handwerk, insbesondere in den textilen Gewerben, wo der Bedarf an zusätzlichen, preisgünstigen Arbeitskräften besonders groß war. UF

Literatur: Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.

11.4

N. N.

»Postirungen und Winter Quartiere der Preuss. Armee in Sachsen im Jahre 1756«

Sachsen (?), 1784

Kupferstich, B 27,4 cm × H 19,7 cm

bez. »[...] zum historischen Portefeuille 1784«

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. Son III 14

Die Karte, die das Gebiet zwischen Wittenberg, Plauen, Weisfels und Greifenberg umreißt, gibt die Positionen und Quartiere der preußischen Truppen kurz nach dem Überfall auf das Kurfürstentum Sachsen am 29. August 1756 wieder. Neben den Bataillonen des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der als erster preußischer Kommandeur die Stadt Chemnitz seit dem 4. September 1756 besetzt hielt, weist die Karte für die Stadt außerdem die Infanteriebataillone Knobloch sowie fünf Eskadronen der Zieten-Husaren aus. Brandschatzungen, Kontributionen, die von der Bürgerschaft aufzubringenden Aufwendungen für Fourage und Verpflegung zahlenmäßig großer Truppenverbände – all das verschärfte die ökonomische Situation in einstmals florierenden Gemeinwesen wie der Gewerbestadt Chemnitz dramatisch. UF

Literatur: Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.

11.5

N. N.

»Die Belagerung Dresden's im Jahre 1760« und »Conturzeichnung zur Belagerung von Dresden im Jahre 1760«

Sachsen (?), um 1830/Ende 18. Jahrhundert

Doppelblatt Lithografie und Kupferstich,

B 22,4 cm × H 18,6 cm / 21,2 cm × 18,7 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. X 440 / X 441

Die Lithografie sowie das ältere Beiblatt mit Legende zeigen die Beschießung der kursächsischen Residenzstadt durch die preußische Artillerie. Nachdem die Stadt bereits schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war – so ließ der preußische Gouverneur Teile der Altstadt niederbrennen, um bei Annäherung österreichischen Militärs freies Schussfeld zu haben –, wurde Dresden während der erfolglosen Belagerung durch die Truppen König Friedrichs II. im Jahr 1760 erneut schwer beschädigt. UF

Literatur: Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.

11.6

Ensemble »Siebenjähriger Krieg«

11.6 a

Sponton für Offiziere der Infanterie

Preußen, zweite Hälfte 18. Jahrhundert

Stahl, graviert und vergoldet; hölzerne, schwarz eingefärbte

Schäftung (wahrscheinlich nicht original), L ges. (Blatt mit

Schäftfedern) 228 cm × B (Parierknebel) 12,5 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. cm012239

11.6 b

Interimsdegen für Offiziere der Kavallerie

Sachsen, zweite Hälfte 18. Jahrhundert

Colichemarde-Klinge Stahl, graviert, auf der Stärke »FA«

(Friedrich August) unter Kurhut, goldunterlegt;

geflutetes Messinggefäß mit herzförmigem Stichblatt,

feuervergoldet, L 93 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. cm05246

11.6 c

Trommel

Sachsen, ab 1752

Holz, farbig gefasst, Kordelschnürungen, Trommelfell

aus Rind- oder Ziegenhaut, ledernes Tragegeschirr,

Dm 40 cm × H 39 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,

Inv.-Nr. 1943



II.6b



II.6a



II.6d

II.6c

II.6 d

Fa. J. Stepanek

Uniform-Rock der preußischen Infanterie
(Centenaire- oder Theateranfertigung)

Chemnitz, um 1913

in Rot und Preußisch-Blau eingefärbter Wollstoff,
weiße Effekten, Messingknöpfe, L 87 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. cm005687

Ab dem 4. September, nach dem Überfall Preußens auf Kur-sachsen, wurde Chemnitz in die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges einbezogen: Die Truppen Herzog Ferdinands von Braun-schweig besetzten die Stadt. So groß die Bemühungen des preußischen Kommandeurs anfangs auch waren, die Belastun-gen für die Menschen in der Stadt und im Umland so gering wie möglich zu halten, änderte sich das in der Folgezeit doch dra-matisch. Besonders das Vorgehen der preußischen Militärjustiz gegenüber den sächsischen Soldaten, die sich der Zwangsein-gliederung in das Heer König Friedrichs II. durch Desertation entzogen, erregte Abscheu unter der Bevölkerung und führte zu beachtlicher Solidarität unter den »sächsischen Landes-kindern« und zu langlebigen antipreußischen Ressentiments. Doch auch dem Auftreten der Verbündeten, etwa des österrei-chischen Militärs und seiner Hilfsvölker, stand man skeptisch, ja äußerst ablehnend gegenüber. Hatten schon die Preußen nahezu eine Million Taler an Kontributionen von den Chemnit-tern erpresst, so standen die Habsburger Truppen ihren Geg-nern nicht sonderlich nach und ließen ihre eigenen militäri-schen Unternehmungen in nicht eben geringem Maße durch die Stadt finanzieren. Am Ende des Konflikts war nahezu alles verfügbare Kapital abgeschöpft, die Einwohnerzahl erheblich zurückgegangen, das Gewerbe in seiner Entwicklung einge-schränkt oder gar zurückgeworfen und die traditionellen Han-delsbeziehungen weggebrochen. UF

Literatur: (II.1b) Hilbert, Klaus: Sächsische Blankwaffen aus drei Jahrhunderten. Königswinter 1998; die anderen Objekte bislang unpubliziert.

II.7

Johann Leonhard Oexlein

Medaille auf den Frieden von Hubertusburg

Dresden, 1763

Silber, Dm 4,4 cm

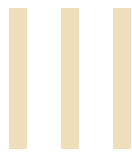
Vs.: »NVNCIA PACIS D.15.FEBR.MDCCLXIII«,

Rs.: »IAM REDIRE AVDET / GERMANIA PACATA«

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. 588 Med V1 586 G3

Die Vorderseite der Medaille zeigt die Hofansicht des Schlosses Hubertusburg, den Schauplatz des Friedensschlusses nach dem Siebenjährigen Krieg am 15. Februar 1763. Seitlich über dem Schloss posaunt ein Engel in alle Himmelsrichtungen und sym-bolisiert das Erscheinen der *nuntia pacis*, der Friedensbotin. Auf der Rückseite hält eine aufrecht stehende weibliche Figur mit schwingendem Kleid Zepter und Ähre hoch. Die Umschrift erklärt das Bild: »Schon wagt die friedliche Germania zurückzukehren.« Sie blickt in die offene Landschaft, in der ein Bauer mit Gespann den Boden pflügt – ein Sinnbild des ersehnten friedlichen Le-bens. Das Münzkabinett der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden besitzt einen originalen Begleitzettel zur Medaille, der auf die Göttin der Gerechtigkeit bei Horaz verweist. AK

Literatur: Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.



Handwerk und Gewerbe – das alte wirtschaftliche Rückgrat von Chemnitz

Quasi seit der Entstehung der Stadt Chemnitz zum Ende des 12. Jahrhun-derts bildete handwerkliche Produk-tion, vorrangig in den textilen Gewer-ken, das wirtschaftliche Rückgrat der Stadt. Das blieb im Wesentlichen bis zum 18. Jahrhundert so. Die Zünfte – verbindliche Zusammenschlüsse von Warenproduzenten, die (im Falle von Chemnitz) ihre Ursprünge im 14./15. Jahrhundert hatten – bestimm-ten die Existenz jedes Handwerkers. Sie verfolgten das Ziel »gleicher Nah-rung«, d. h. die optimale soziale Absi-cherung aller Zunftangehörigen ein-schließlich ihrer Familien.

Bis in die Neuzeit machte dieser grundsätzlich existenzsichernde Faktor die Zünfte attraktiv, doch zei-tigte das Festhalten an jahrhunderte-alten Traditionen auch eine Schatten-seite, nämlich das Festhalten an gleichfalls jahrhundertealten Gepflo-genheiten in der Warenproduktion. Dieser Makel wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts besonders deutlich, weil sich die zünftig organisierten Handwerker nicht mehr mit lediglich lokalem oder regionalem Handel, sondern nunmehr mit einem globalen Markt und damit internationaler Nachfrage und Konkurrenz ausein-anderzusetzen hatten.

V

Kattundrucktisch und Bohrmaschine – neue Produktionsmittel

Herstellung und Veredelung von Kattun bildete seit der Mitte des 18. Jahrhunderts einen neuen bedeutenden Wirtschaftsfaktor in Sachsen. In Chemnitz etablierte Georg Schlüssel 1770 diesen Gewerbe-
 zweig. Bis 1806 entstanden hier 14 Kattundruckereien. Der Baumwollstoff wurde in mehreren Arbeitsgängen zunächst gespült, gebleicht und getrocknet, bevor er eingefärbt und mit unterschiedlichen Mustern bedruckt wurde. Diese Vorgänge geschahen traditionell in arbeitsteiliger Handarbeit, zunehmend in zentralisierten Manufakturen oder »Fabriquen«, wie es in der zeitgenössischen Dik-
 tion nun immer häufiger hieß. Um einen reibungslosen Ablauf zu gewährleisten, verfügten die Betriebe über ein System von Gebäuden. In der Regel waren sie außerhalb der Städte im Gebiet von Bächen und Flüssen angelegt und prägten auf diese Weise mit den markanten Trockentürmen, Druckereien sowie den Wohn- und Kontorhäusern der Fabrikbesitzer das Stadtbild mit. Die Chemnitz-
 aue unterhalb des Hüttenbergs entwickelte sich zu einer regelrechten »Industriegasse«.

Neu war auch der Einsatz von Maschinen in verschiedenen Produktionsprozessen. Vielfach ist von einer »Maschinenfeindlichkeit im Handwerk« zu lesen: Das war tendenziell richtig, traf aber für die Jahre des



V.1

Rétablissements in Sachsen nur noch bedingt zu. Nunmehr finden sich bereits Anzeichen für einen frühen »Werkzeugmaschinenbau«, der vor allem in Zuliefergewerben, etwa bei der Herstellung von in großem Umfang benötigten Strumpfwirkerstühlen, erkennbar wurde.

V.1

Fünf Kattundruckmodellen

Chemnitz (?), Ende 18. bis Mitte 19. Jahrhundert
 Obstholz, teilweise beschnitzt, Messingstifte,
 B 26,5 cm / 21,5 cm / 15,7 cm / 15 cm / 14,8 cm
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
 Inv.-Nr. VI 1237 / H9; VI 1237 / H1; VI 1237 / H1 (2);
 VI 1237 / H1 (3); VI 1237 / H1 (4)

Kattun (zeitgenössisch auch Catun, Coton und verschiedene andere Schreibweisen) begriff man am Ausgang des 18. Jahrhunderts als »ein von Baumwollenem Garn verfertigt Ost-Indisch leicht Gewebe« (1789), das in unterschiedlichen Qualitäten »fein, mittel oder grob« sowohl weiß als auch farbig bedruckt, für ein breites Bekleidungsspektrum nahezu aller gesellschaftlichen Schichten verwendet wurde. Die mit mannigfaltigen Mustern bedruckten Stoffe, die hinsichtlich ihrer Designs in unzähligen Variationen konfektioniert wurden, erfreuten sich fast einhundert Jahre lang ausgesprochen großer Beliebtheit.

Die Stoffe wurden vorrangig in größeren Produktionsstätten – Manufakturen oder »Fabriquen« – bedruckt, wobei das Verfahren relativ einheitlich gehandhabt wurde. Die zu bedruckenden Stoffbahnen wurden vom Ballen auf einen Drucktisch ausgerollt, wo der Kattundrucker die vom Formenstecher verfertigten Druckmodellen mit einem speziellen Kattundrucker-Hammer gleichmäßig auf die Textilbahn aufschlug. Zuvor wurden die Modellen von den »Streichkindern« farbig eingestrichen – der Bedarf an Kindern als gewerblichen Hilfskräften war deshalb in den Kattundrucker-Manufakturen besonders hoch. Der Druckprozess wurde zum Teil mehrfach mit verschiedenen Farbtönen wiederholt, um vor allem sehr bunte, heitere florale oder vegetabile Muster zu erzielen. Mit Unterstützung des sächsischen Administrators Prinz Xaver eröffnete mit der Kattundruckerei des gebürtigen Hamburgers Wilhelm Georg Schlüssel die erste Kattundruckerei in Chemnitz. Nach 1771 setzte schließlich ein regelrechter Boom von Firmengründungen in diesem Produktionszweig in der Stadt ein. UF

Literatur: Objekte bislang unpubliziert.

V.2

Produktkataloge und -vorlagen, sogenannte Musterbücher

Chemnitz/Limbach (?), erste Hälfte 19. Jahrhundert
 Einband: Pappe, marmoriert; Rücken: Leder; Seiten: Papier,
 Textil, B 22 cm × H 34 cm / B 16,5 cm × H 19,5 cm
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
 Inv.-Nr. cm012247

Musterbücher dienen der Präsentation der Produktvielfalt einzelner Unternehmen, im vorliegenden Fall von Textilmanufakturen bzw. -fabriken im Chemnitzer Raum. Sie wurden von (Handels-)Vertretern verwendet und boten auf geringer Fläche Raum für die Vorstellung von Farben, Mustern und Stoffvarietäten. UF

Literatur: Objekte bislang unpubliziert.

V.5



V.3

Kattunkleid

Chemnitz (?), um 1850

Baumwolle, gefärbt und bedruckt; Rock: geriehen, mit Volant und einer Eingriffstasche; Oberteil: gefüttert, H 116 cm
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
 Inv.-Nr. cm005857

Im 19. Jahrhundert verbesserten technische Innovationen die Möglichkeiten der Weberei. Für gemusterte Textilien, besonders leichte Kleiderstoffe, blieb der Stoffdruck jedoch stets eine gleichberechtigte Alternative. Auch hier entwickelten sich die Technologien weiter, bis heute sind bedruckte Stoffe vergleichsweise preiswert und erreichen gegenüber Webwaren eine ganz eigenständige ästhetische Qualität. Das vorliegende, in unrestauriertem Originalzustand belassene Kattunkleid wurde um 1850 möglicherweise sogar in Chemnitz hergestellt. Die einheimische Druckbranche befand sich zu dieser Zeit zwar bereits im Niedergang, in der Stadt existierten jedoch noch einige Kattundruckereien, die auch Kleiderstoffe produzierten. Das Kleid ist im Oberteil gefüttert und dürfte damit für die kalte Jahreszeit bestimmt gewesen sein. Trägerinnen solcher auffällig gemusterten (Tages-)Kleider waren meist Mädchen und junge Frauen. PE

Literatur: Fiedler 2011.

V.4

Schnürbrust mit Rückenschnürung

deutsch, um 1765

Seidendamast, Baumwolle, Fischbein, H 47 cm
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
 Inv.-Nr. V2 200/D

Die Schnürbrust – den Namen »Korsett« erhielt das Kleidungsstück erst im 19. Jahrhundert – war unverzichtbarer Bestandteil der weiblichen Garderobe gehobener Stände. In den Jahren nach dem Siebenjährigen Krieg dominierte in Sachsen ein könischer Schnürbrust-Typus, der die Brüste markant und »delikat«, wie es vielfach in der zeitgenössischen Literatur heißt, nach vorn und oben drückte und so »verführerisch« ins Bild setzte. Zum Rock hin lief das Kleidungsstück in Einschnitte (sogenannte Zaddeln) aus, die sich beim Schnüren nach außen drückten, um sich wiederum dem weiblichen Becken anzupassen. UF

Literatur: Fiedler 2011; Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.

V.5

Strümpfe

Chemnitz, 19. Jahrhundert

Wollgarn, glatt gestrickt (ohne Ferse), L 72 cm
 Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
 Inv.-Nr. VIII 71/D

Das Strumpfwirker-Gewerbe in und um Chemnitz lässt sich im Vergleich zu anderen Gewerken quellenmäßig erst recht spät nachweisen. Trotz des späten Auftretens entwickelte es sich jedoch sehr rasch und mit deutlich über das Lokale hinausgreifender Bedeutung. Die rasche Entwicklung korrespondierte mit dem Niedergang des Bergbaus im Erzgebirge ab dem Ende des 16. Jahrhunderts: In der meist in Heimarbeit am Handwerk-

stuhl zu leistenden Strumpfwirkerei fanden viele verarmte Bergarbeiterfamilien ein dringend benötigtes Auskommen. Die Strumpfwirker im Erzgebirge und in der Stadt Chemnitz produzierten schwerpunktmäßig für Verleger – Unternehmer, die den Arbeitslohn, Rohstoffe und Produktionsinstrumente wie Wirk- oder Kulierstühle vorfinanzierten, sich exklusiv die hergestellten Produkte sicherten und mit großem Gewinn schließlich in den Handel brachten. Verschiedene Neuerungen in der Produktionstechnik wie etwa die Entwicklung eines verbesserten Wirkstuhls durch Johann Esche in Limbach (um 1710) besicherten dem Handwerk einen enormen Auftrieb, ebenso wie etwa die von Prinz Xaver verfügte Einführung spanischer Escorial-Schafe nach Sachsen im Zuge des Rétablissements, in deren Folge sich die Qualität der zu verarbeitenden Wolle verbessern ließ. Die Arbeit in dezentralisierten Manufakturen spielte zwar noch lange eine Rolle. Durch die Konzentration von Arbeitskräften und Finanzkapital sowie den Einsatz maschineller Produktionsinstrumente aber eröffneten die genannten Entwicklungen dem auf hochwertige und marktgängige Produkte spezialisierten Strumpfwirkergewerbe den Weg in den Industriekapitalismus – und damit in eine Epoche, in der Chemnitz zum europäischen Zentrum der Strumpferstellung aufstieg. Am Ende des 19. Jahrhunderts lag die Tagesleistung bei 600 000 Stück – vorrangig Damenstrümpfe! UF

Literatur: Objekte bislang unpubliziert.

V.6

Feinbohrmaschine

Mittelsachsen, Chemnitz (?), Ende 18. Jahrhundert

Holz, farbig gefasst, Eisen, H 129 cm

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum, Inv.-Nr. cm012248

Die Bohrmaschine wurde wahrscheinlich ausgangs des 18. Jahrhunderts als Spezialwerkzeug für die Herstellung von neuen Produktionsinstrumenten in der entstehenden Textilindustrie, etwa zur Fertigung von Strumpfwirkerstühlen, gebaut. Ihre Konstruktion ließ präzise und tiefe Bohrungen in großer Zahl, jedoch nur mit geringem Bohrdurchmesser zu – Eigenschaften, wie man sie gleichfalls beim Bohren von Nadelbetten für die seit 1770 eingeführte eiserne Mechanik im Wirkstuhlbau benötigte. Die äußerst genaue, sehr modern anmutende Vorrichtung zum Einspannen der Werkstücke sowie die außergewöhnliche Bohrspindelzustellung tragen diesem sehr speziellen Verwendungszweck Rechnung. Die Ausführung des Maschinenrahmens, die noch deutlich barocken Elemente des Gestells, lassen eine Datierung in die letzten zwei, drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu. Auch die durchaus vorhandenen konstruktiven Mängel und Einschränkungen, die wohl auf das Fehlen geeigneter Vorbilder zurückzuführen sein dürften und den sehr frühen Entstehungszeitpunkt der Maschine betonen, legen den Schluss nahe, dass es sich bei diesem Bohrmaschinenmodell um einen Prototyp handeln könnte. Die aktuelle technikgeschichtliche Forschung hält die Chemnitzer Bohrmaschine für einen bedeutenden Sachzeugen aus der Vorgeschichte des Werkzeugmaschinenbaus bzw. der Frühgeschichte der sächsischen Maschinenbauunternehmen. UF □ S. 15

Literatur: Fiedler; Nicklas; Thoß 2009.

VI

Baumwolle – Rohstoff der Industrialisierung

Im Februar 1764, ein Jahr nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges, tauchten vier ausländische Kaufleute auf dem Chemnitzer Marktplatz auf. Es waren »Mazedonier«, die 40 Ballen Baumwolle zum Verkauf mitführten und das Angebot unterbreiteten, den Rohstoff dauerhaft und preiswerter als andere Anbieter für die Chemnitzer textilen Gewerbe zu liefern. Wirtschaft und Administration in Chemnitz erkannten und ergriffen diese Chance: Die Stadt gelangte mit der Ansiedlung von 30 Händlern aus dem Osmanischen Reich in eine landesweite Ausnahmestellung und konnte sich damit als Baumwollzentrum etablieren – Spinnerei, Weberei, textilveredelnde Gewerbe wurden nachhaltig in ihrer Entwicklung gefördert. Der Schritt der »Mechanisierung«, des Einsatzes großer, zentral angetriebener Maschinen in den Fabriken, vollzog sich in Chemnitz mit den Baumwollspinnereien Bernhardt sowie Wöhler & Lange in den Jahren um 1800. Alle historischen Quellen jener Jahre belegen nachdrücklich, dass ohne das stark entwickelte Baumwollgewerbe, insbesondere die florierenden »Cattun-Fabriquen«, diese Betriebe niemals entstanden wären. Die Anfänge der Industrie in Chemnitz sind daher in der Kattundruckerei zu suchen, die Grundlage bildete wie im englischen Manchester der Rohstoff Baumwolle.



VI.2

VI.1

Unbekannter Künstler

Porträt eines Baumwollhändlers, aus der Reihe der »Mazedonier«-Bildnisse

Chemnitz (?), 1780/1800

Öl auf Leinwand, B 46,2 cm × H 63,5

Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum, Inv.-Nr. cm004790

Für Chemnitz sind die »Mazedonier«-Bildnisse von besonderem Wert, da sie eine kurze, aber wichtige Etappe in der Stadtgeschichte repräsentieren. Im Zeitraum 1764 bis 1820 waren etwa 30 Baumwollhändler in der Stadt tätig, die aus Mazedonien (heute Nordgriechenland/Republik Mazedonien), einer Region des damaligen Osmanischen Reiches, stammten. Die Ansiedlung der Kaufleute bildete eine wichtige Voraussetzung dafür, dass sich Chemnitz zum überregional bedeutenden Baumwoll-Verarbeitungszentrum (»Sächsisches Manchester«) entwickeln konnte. Die Mazedonier bewohnten Häuser im Stadtzentrum von Chemnitz und waren in das gesellschaftliche Leben gut integriert, u. a. gehörten sie zu den Begründern der ersten bürgerlichen Gesellschaft der Stadt, der »Casino-Gesellschaft«. Auf Chemnitzer Vorschlag wurden einige der Kaufleute 1792 in Dresden geadelt, unter ihnen Georg Karajan, Urgroßvater des berühmten Dirigenten Herbert von Karajan (1908–1989). Die insgesamt sieben Bildnisse der Serie wurden in den Jahren 2006 bis 2011 mit der Unterstützung von Chemnitzer Unternehmen restauriert, sechs sind in der Ausstellung im Bildersaal dauerhaft ausgestellt. PE □ S. 35

Literatur: Objekt bislang unpubliziert.

VI.2

Johann Adam Klein (1792–1875)

Sechsspänniger Frachtwagen in Buch bei Nürnberg

o. O., 1832

Öl auf Holz, B 55,1 cm × H 40 cm

Museen der Stadt Nürnberg, Kunstsammlungen, Inv.-Nr. Gm 0143

Schiffszug auf der Donau bei Dürnstein

o. O., 1827

Öl auf Holz, B 55,5 cm × H 40,6 cm

Museen der Stadt Nürnberg, Kunstsammlungen, Inv.-Nr. Gm 0148

Türken im Café

Wien, 1817

Feder in Schwarz, Aquarell, Bleistift, B 20,2 cm × H 13,4 cm

bez. »den 9 July 1817 auf der Rothenthurm-Bastei gez v. J. A. Klein«

Museen der Stadt Nürnberg, Kunstsammlungen, Grafische Sammlung, Inv.-Nr. Norica 00055

Griechen beim Brettspiel

Wien, 1817

Feder in Schwarz, Aquarell, Bleistift, B 19,6 cm × H 13,1 cm

bez. »Den 5 July 1817«

Museen der Stadt Nürnberg, Kunstsammlungen, Grafische Sammlung, Inv.-Nr. Norica 00132



VI.2

Hinter der Versorgung ganzer lokaler und regionaler Gewerbe-
gruppen mit Rohstoffen und Halbfabrikaten stand ein gewal-
tiger logistischer Aufwand, der vor dem Hintergrund sich wan-
delnder Produktionsprozesse im Zuge der Industrialisierung
noch erheblich weiter verstärkt werden musste. Mit zuneh-
mender Globalisierung des Handels wurden erhebliche Waren-
quantitäten über Hunderte, ja Tausende Meilen über die Land-
und Wasserwege ganzer Kontinente – Asien, Afrika, Amerika,
Europa – transportiert, bevor sie schließlich die Produzenten
wie umgekehrt auch die Konsumenten erreichten.
Bezogen allein auf den Rohstoffbedarf der Chemnitzer textilen
Gewerbe geht die Forschung von wenigstens 2 000 Tonnen
Rohbaumwolle aus, die in der Region jährlich verarbeitet wur-
den. Umgelegt auf die Ladekapazität eines durchschnittlichen
Frachtwagens bedeutete dies etwa 1 000 Fuhren, vorrangig
mit Baumwolle, die in Chemnitz ankamen. Zwischen den An-
baugebieten – etwa Nordgriechenland oder Vorderasien – und
Sachsen erfolgte der Transport in der Regel über den Landweg.
Die sechs- oder sieben-, gelegentlich auch nur vierspännigen
Fuhrwerke nutzten lange bestehende Handels- und Heerstra-
ßen, passierten Städte und Marktflecken, mussten aber auch
mit natürlichen Hindernissen wie Gebirgen oder Flüssen zu-
rechtkommen. Dafür gab es gut entwickelte Infrastrukturen:
An steilen Gebirgsabschnitten unterstützten Zuspännnpferde
nebst Personal die Transporte, an Flussrouten boten Treidler
ihre Dienste an.

Die Erscheinungen des Warenverkehrs waren Teil des Alltags,
zugleich jedoch auch immer etwas Besonderes: Trafen die
Ferntransporte an den Unterwegstationen und den Zielorten
ein, brachten sie Nachrichten »aus der Welt« mit sowie ge-
legentlich auch einen Hauch von Exotik, denn sie wurden von
Personen häufig in den Landestrachten aus anderen Regionen
begleitet. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn sich auch
Künstler dieser Sujets annahmen: Johann Adam Klein etwa
– der herausragende Nürnberger Maler der Romantik – hat sich
in seinem gewaltigen künstlerischen Œuvre, das Landschafts-
malerei und Genrebilder, Tierstudien, Porträts und Militärdar-
stellungen umfasst, auch Transportdarstellungen zu Wasser
und zu Lande im Umfeld seiner Heimatstadt Nürnberg, aber
auch auf seinen Reisen entlang der Donau oder bei seinen Auf-
enthalten in Wien gewidmet: Hier gerieten auch die Menschen
in seinen Fokus, die für die wirtschaftliche Entwicklung im
Chemnitzer Raum so wichtig waren – die Händler aus dem
Osmanischen Reich, die hier unter dem Namen »Mazedonier«
bekannt werden sollten. UF; PE

*Literatur: Museen der Stadt Nürnberg, Grafische Sammlung;
Tschoeke, Jutta (Hrsg.): Romantische Entdeckungen. Johann
Adam Klein. 1792 – 1875. Gemälde, Zeichnungen, Druckgrafik.
Nürnberg o. J. (2006).*

VI.3

J. C. K. Reichenbach Varisco
»Hohe Heer-Strasse
durch das Chur. Fürst. Sachsen«
Nürnberg, 1728/1752
Papier, Kupferstich, gedruckt, grenzkoloriert
bez. »Carte Itineraire – Electorat de Saxe –
Grands Chemins depuis Lipsic«
Kunstsammlung Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. cm000025

Die topografische Karte des Kurfürstentums Sachsen konzen-
triert sich im Kartenfeld auf die Darstellung der großen Ver-
kehrswege und farbig gekennzeichneten Grenzen. Obwohl im
Titel des Kupferstichs von den hohen Heerstraßen die Rede ist,
beschränkt sich ihr Zweck nicht auf die militärische Bedeu-
tung. Die Angabe zahlreicher Entfernungen von wichtigen Han-
delsstädten zur Stadt Leipzig und der ausdrückliche Hinweis
auf das Stapelrecht von Leipzig in den Textkartuschen weist
sie als Fernhandelskarte aus. Beim Betrachten der Straßen-
karte wird dies augenfällig durch das abgebildete, mit Gütern
beladene Pferdefuhrwerk einiger Kaufleute. Der Entwurf von
J. C. K. Reichenbach Varisco stammt aus dem Jahr 1728, verlegt
wurde die Karte 1752 von Johann Baptist Homann in Nürnberg.
AK □ S.44/45

Literatur: Objekt bislang unpubliziert.

VI.5



VI.4

Modell eines vierspännigen
Fuhrmannswagens
Chemnitz/Karl-Marx-Stadt, zweite Hälfte 20. Jahrhundert
Holz, Textil, Kunststoff, L 108 cm
Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. cm012249

Das Modell wurde nach einer kolorierten Zeichnung von 1856
gefertigt. In diesem Modell werden die Pferde durch zwei Ge-
spannführer gelenkt, einer läuft rechts nebenher, der andere
sitzt in der Schoßkelle auf dem Wagen. LE

Literatur: Objekt bislang unpubliziert.

VI.5

Barocke Eisentruhe
mit sieben Riegeln
deutsch, 17./18. Jahrhundert
Eisen, farbig gefasst, B 74,5 cm × H 42,5 cm × T 48 cm
Kunstsammlungen Chemnitz – Schloßbergmuseum,
Inv.-Nr. II4 3583/H

Bei der Restaurierung der Eisentruhe konnte die Farbfassung
des 18. Jahrhunderts wieder freigelegt werden. In der jüngeren
Vergangenheit war die Truhe schwarz überstrichen worden.
Auf grünem Grund sind in den Gitterfeldern Blumen gemalt.
Besonders interessant ist die Bemalung der Schlossplatte im
Truhenninneren. Auf ihr sind ein Segelschiff aus dem Mittel-
meerraum mit Seeleuten und ein an Land stehender Osmane
dargestellt. Das Motiv dürfte als Allegorie auf den florierenden
Levantehandel zu verstehen sein.
Unter der Farbfassung des 18. Jahrhunderts auf den Außen-
flächen der Truhe ist in einem Feld eine ältere Farbfassung mit
stilisierten floralen Motiven erkennbar. LE

Literatur: Objekt bislang unpubliziert.

Kurz nach Ende des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) gelang der Wiederaufbau Sachsens zu einem führenden deutschen Wirtschaftsstandort. Dieser als »Rétablissement« bezeichnete Prozess ließ eine vielfältige Wirtschaftslandschaft entstehen. Die mittelalterlichen Handwerker-Zünfte erlebten eine Renaissance. Privates Unternehmertum gewann an Bedeutung, internationales Finanzkapital und Know-how flossen in die Wirtschaft im Chemnitzer Raum ein. (De)zentralisierte Manufakturen wurden zu wichtigen Meilensteinen auf dem Weg zur Gründung erster Fabriken. Das Stadtbild und die Mentalität der Menschen erfuhren einen tiefen Wandel. Eine Vielzahl von Repräsentations- und Ritualgegenständen verdeutlicht die Dominanz der Zünfte zu dieser Zeit. Sensationelle Maschinen, die noch in den 1770er Jahren in Chemnitz entstanden sind, und Kleider sowie filigrane Druckmodeln zeigen, dass sich die Menschen den Herausforderungen erfolgreich gestellt und die handwerkliche Produktion auf ein neues Niveau gehoben haben.

**KUNST
SAMMLUNGEN
CHEMNITZ**

Schloßbergmuseum

SANDSTEIN

